Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 19. Mai 1885. Nr. 20.

Eduard v. Hartmanns neueste Offenbarung über die Frauenfrage.

Von Irma von Troll-Borostyáni.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Seitdem der große Denker und berühmte englische Nationalökonom John Stuart Mill seinen weithin schallenden litterarischen Trompetenstoß für die Freiheit und die Rechte der Frauen durch Veröffentlichung seines nunmehr in alle europäischen Sprachen übersetzten Werkes: „The Subjection of Women" ertönen ließ, sind so viele, dasselbe Leitmotiv variierende Stimmen eingefallen, daß es uns wie von mächtigen Klängen eines Orchester-Konzertes umbraust. Die traumhaft schüchternen, dem langsamen Erwachen aus tiefem Schlafe ähnelnden Regungen sind zu einer energischen sozialen Bewegung, die dieselben begleitenden Schriften zu einer selbständigen Litteratur angewachsen. Damit ist in letzterer Zeit das Kapitel „Frauen und Frauenfrage" Sache der Mode geworden. So sehr Mode, daß ein Jeder, dessen Busen das stolze Bewußtsein schwellt, zu dem auserwählten starken Geschlechte Gottes zu gehören, selbst der kaum noch den rückwärts geknöpften Inexpressibles entwachsene Gymnasiast sich für berufen hält, sein flaumloses Schnäbelchen aufzuthun, und — statt lateinische und griechische Verba zu konjugieren — sein Urteil über die Frauen und deren Beruf der Welt zum besten zu geben. Leute, welche über die Sache niemals ernsthaft nachgedacht und ebensowenig einschlägige Werke, welche dieselbe gründlich untersuchen und von den verschiedenen Gesichtspunkten aus prüfend beleuchten, gelesen haben, meinen, mit ein paar auswendiggelernten Schlagwörtern eine soziale Frage abzuthun, deren Lösung hervorragende Träger der Wissenschaft ernste und eingehende Forschung gewidmet haben.

Wer die einschlägigen Schriften durchblättert, stößt auf die frappierende Wahrnehmung, daß die Verteidiger der freiheitlichen Bewegung der Frauenwelt diese Frage mit objektiver Wissenschaftlichkeit behandeln, mit Argumenten kämpfen, jeden der ihnen entgegengesetzten Einwürfe sorgsam zergliedern und auf Grund unleugbarer Thatsachen entkräften; daß die große Mehrzahl der Gegner hingegen die Taktik befolgt, immerwährend die gleichen hochtrabenden Sentenzen zu wiederholen, ohne sich dadurch beirren zu lassen, daß dieselben schon aufs klarste widerlegt worden sind. „Sie peitschen den Quark, ob nicht etwa Crême daraus werden wolle" (Göthe).

Wenn wir dieser bedauerlichen Kampfesweise bei Menschen von geringem Bildungsgrad und ungeschultem Denkvermögen begegnen, so werden wir einer aussichtslosen Diskussion achselzuckend aus dem Wege gehen, über den dadurch gegebenen Beweis geistiger Beschränktheit nicht weiter uns wundernd. Was soll man aber bei dem Schauspiel sagen, daß ein Mann, der sich durch Verfassung dickbändiger philosophischer Schriften einen

bekannten Namen geschaffen, es nicht unter seiner Würde findet, in einem der Bekämpfung der in rede stehenden sozialen Strömung gewidmeten Artikel derselben allerdings sehr bequemen und wenig Nachdenken und Scharfsinn erfordernden Manier jener zu huldigen und, statt beweiskräftige Argumente ins Treffen zu führen, uns unzähligemale wiederholte und ebenso oft widerlegte Phrasen aufzutischen, welche gar keine reelle Bedeutung haben und nur darauf ausgehen (um einen treffenden Ausdruck Göthes zu gebrauchen) „die Organe der Intelligenz zu verknöchern" — nicht nur ihre eigenen, sondern auch die ihrer Zuhörer und Leser.

Der Genuß dieses Schauspiels wurde den Lesern der neuen Zeitschrift „Berliner Monatshefte für Litteratur, Kritik und Theater" durch den im 1. Hefte derselben publizierten Aufsatz von Eduard von Hartmann: „Die Gleichstellung der Geschlechter" geboten .....

Herr v. Hartmann teilt uns mit, daß er gegen die Gleichstellung der Geschlechter, vulgo Frauen-Emanzipation sei. Wenn es darüber zur Ballotage käme, ob die Frauen Aerzte oder Advokaten oder Ingenieure oder gar politisch wahlberechtigte Staatsbürgerinnen (apage Satanas!!) werden dürften, so würde er eine schwarze Kugel in die Wahlurne werfen. Und weshalb? — Weil die soziale, insbesonders aber die politische Gleichberechtigung der Männer und Frauen die menschliche Gesellschaft dem Untergange zuführen würde. Wieso dies geschehen müsse? — Weil „in dem physiologischen Geschlechtscharakter des Mannes und Weibes der Gegensatz von Aktivität und Passivität, von Begehren und Gewähren, Werben und Umworbensein besteht"; weil „es als eine teleologische Einrichtung der Natur erscheint, daß das eine Geschlecht seinem normalen Instinkte nach aktiv, das andere passiv ist, und es die Zweckmäßigkeit dieser Natureinrichtung verkennen heißt, wenn man dem einen oder dem andern Geschlechte aus seiner Naturanlage einen Vorwurf macht, oder wenn man dahin strebt, die sozialen Folgen und Erscheinungsformen dieses Gegensatzes künstlich abzustumpfen und auszugleichen"; weil „wenn dieses Bestreben in weiterem Umfange von Erfolg gekrönt wäre, es das männliche Geschlecht unmännlich, das weibliche unweiblich machen müßte, und die üblen Folgen für die Erhaltung der Bevölkerung nicht lange ausbleiben könnten".

Sie fragen mich, verehrter Leser, in welch' geheimnisvollem Kausalnexus der Umstand, ob die Frauen z. B. als Aerzte wirken oder, wie bisher nur der Thätigkeit der Krankenpflege sich widmen dürfen, ob sie in einem Amts-Bureau Akten schreiben, oder im Komptoir eines Handlungshauses Rechnungen zusammenstellen, mit dem erwähnten Gegensatz der Geschlechter stehe? Sie fragen, wieso denn beispielsweise die Erteilung des politischen Stimmrechts an die Frauen die Wirkung üben würde, den „in dem physiologischen Geschlechtscharakter des Mannes und Weibes bestehenden Gegensatz von Aktivität und Passivität, von Begehren und Gewähren, Werben und Umworbensein künstlich abzustumpfen"?

Ich muß gestehen, daß ich außer stande bin, verehrter Leser, die gewünschte Darstellung dieser Wirkung zu geben, welche mir, da der Verfasser des Artikels uns deren Erläuterung leider schuldig geblieben, unverständlich ist. Vielleicht wird uns die gütige Belehrung über diesen Zusammenhang vom Verfasser noch gewährt, vorausgesetzt, daß derselbe nicht Herrn v. Hartmann selbst etwas dunkel sei!

Bis uns Herr v. Hartmann den Beweis erbracht haben wird, daß dadurch, daß der Mann die Frau neben sich in die Arena des öffentlichen Lebens und Wirkens eintreten sieht, seine Männlichkeit einbüßen würde; daß die Frau durch das Betreten öffentlicher Berufsbahnen des von allen sozialen Reaktionären glühend besungenen „holden Zaubers der Weiblichkeit" entkleidet würde, das heißt wohlgemerkt! daß die Thätigkeit als Arzt unweiblicher machen müsse als die der Krankenpflege, der Großhandel unweiblicher als der Kleinhandel, eine Professur an höherer Lehranstalt unweiblicher als an einer niederen und Sprach- und Musikunterricht, die Amtsthätigkeit in einem Bureau unweiblicher als Schneiderei und Gärtnerei (denn alle diese Arbeitszweige: Schneiderei, Gärtnerei, Kleinhandel, Kinder- und Krankenpflege gestattet Herr v. Hartmann den Frauen als nicht unweiblich); bis dieser Beweis erbracht und ferner bewiesen sein wird, daß die perhorreszierten Berufsthätigkeiten die Frauen jenes Reizes und jener Macht der Anziehung auf die Männer be-

rauben werden, welche eine Garantie für die Erhaltung der menschlichen Gesellschaft bieten: bis dahin sind wir berechtigt, Herrn v. Hartmanns Schreckensperspektive, daß die Frauen-Emanzipation „das männliche Geschlecht unmännlich oder das weibliche Geschlecht unweiblich machen müßte, oder beides zugleich in gewissem Grade, und die üblen Folgen für die Erhaltung der Bevölkerung nicht lange ausbleiben könnten", als ein luftiges Hirngespinnst zu würdigen.

Mit der Widerlegung dieses Argumentes ist der Lanze, die Herr v. Hartmann für die Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge einlegt, die Spitze abgebrochen, indem er dasselbe dem Kartenhause seiner weiteren Ausführungen als Grundstein unterlegt. Wir wollen diesen jedoch Punkt für Punkt weiter folgen, um zu sehen ob sich unter den Einwürfen einer findet, der sich einer ernsteren Beachtung empfiehlt.

In zweiter Reihe wird die Erwägung in betracht gezogen, daß die „Gefühlsmäßigkeit des weiblichen Handelns" zur Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten, wo es auf Alleinherrschaft der Vernunft ankommt, schlechterdings ungeeignet sei. „Gerechtigkeit und Billigkeit würde nach dem Eintritt der Frauen ins öffentliche Leben noch weit weniger anzutreffen sein, als jetzt." „Der Nepotismus und die Intriguenwirtschaft würde noch mehr Boden gewinnen, und das ganze öffentliche Leben würde sich immer mehr zu dem vermittelungslosen Gegensatz zwischen einem pfäffisch gegängelten Gefühlskonservatismus und einem demagogisch verhetzten, fanatischen Radikalismus zuspitzen." „In allen katholischen Ländern wäre der Sieg der klerikalen Partei besiegelt und für die Dauer gesichert, und die Gesamtheit der unter ultramontanen Ministerien stehenden, d. h. von Rom aus geleiteten Staaten würde eine Macht darstellen, die ausreichte, den allmälichen Triumph des jesuitischen Papsttums auf der ganzen Erde zu verbürgen."

Schade, daß bei dieser Erwägung Herrn v. Hartmann ein kleines Malheur passiert, welches einem Philosophen von Fach schlechterdings nicht widerfahren dürfte. Er verwechselt nämlich die Ursache mit der Wirkung und vice versa.

Nicht wegen der Gefühlsmäßigkeit des weiblichen Handelns, welches zur Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten ungeeignet ist, sollen die Frauen vom öffentlichen Leben ausgeschlossen bleiben: sondern weil sie stets hievon ausgeschlossen waren und sind, weil ihre ganze Erziehung, ihre moralisch-intellektuelle Bildung das Gemüts- und Phantasieleben, auf Kosten der Entwicklung der freien Verstandesthätigkeit, künstlich zu einer übermächtigen Entfaltung bringt, deshalb hat sich diese vorwiegende „Gefühlsmäßigkeit des weiblichen Handelns" notwendigerweise entwickeln müssen, wie sie sich ebenso im männlichen Geschlechte bei gleicher Erziehung und gleicher sozialer Lebensstellung entwickelt haben müßte. Und wie die Ursache fällt, wird auch die Wirkung fallen.

Bei den Frauen hat man sich nicht damit begnügt, unbequeme Eigenschaften zu zertreten, sondern hat gleichzeitig durch eine künstliche Brutstätte diejenigen Seiten ihrer Natur, welche dem Wohlbehagen und Vergnügen ihrer Herren dienen sollten, zu mächtiger Entwicklung gebracht. Da nun gewisse Zweige ihrer Naturanlage bei dieser sorglichen Pflege üppig emporschießen, während andere, die derselben Wurzel entstammen, aber absichtlich allen das Wachstum hemmenden Einflüssen preisgegeben werden, sich nur kümmerlich entwickeln, und noch andere in ihren ersten Ansätzen abgebrannt und gänzlich vernichtet sind, glauben die Menschen mit jener Unfähigkeit, ihr eigenes Werk zu erkennen, welche alle nicht analytischen Geister kennzeichnet, der Baum wachse von selbst so, wie sie ihn zu wachsen gezwungen haben, und bemühen sich, die dem weiblichen Geschlecht künstlich anerzogenen Charaktereigenschaften nun als ein Hindernis für die Zulassung der Frauen zur Leitung öffentlicher Angelegenheiten ausgeben zu können. „Die Erziehung gestaltet alle Wesen; aber alles was die Moral der Frauen durch eine schlecht geleitete Erziehung verlieren kann, muß den Männern zur Last gelegt werden. Diese beschränken oder vermehren nach ihrem Gutdünken die Fähigkeiten der Frauen, und mit einer empörenden Ungerechtigkeit weisen sie auf die von ihnen selbst der Entwicklung der Frauen in den Weg gelegten Hemmnisse, um darzuthun, daß das weibliche Geschlecht unter ihnen stehe."*)

*) J. A. de Ségur: „Les femmes, leur condition et leur influence sur l'ordre social."

Die Klerikalgesinnten bekunden in diesem Falle einen viel größeren Scharfblick und eine viel richtigere Beurteilung und geistige Durchdringung des Sachverhaltes als die fälschlich sogenannten Liberalgesinnten, denn statt wie Herr v. Hartmann zu irren, welcher meint: „niemand hätte mehr Anlaß, auf politische Gleichstellung der Frauen hinzuwirken, als die Ultramontanen", beweisen dieselben durch ihre lebhafte Bekämpfung der dieselbe anstrebenden Bewegung, daß sie die künstlichkeit der durch einseitige, die kräftige Entwicklung freier Vernunftthätigkeit hemmenden Erziehung bedingten kirchlichen Gesinnung der Frauen vortrefflich erkennen und sehr gut voraussehen, daß mit der durch Erteilung ernsten gründlichen Unterrichts erzielten geistigen Aufklärung ihre Macht und ihr Einfluß auf die Frauen schwinden wird.

Zu dem Kapitel der Berufsarbeit übergehend, verweist Herr v. Hartmann die Frau darauf, sich durch die Thätigkeit des Mannes ernähren zu lassen, wofür ihre „Gegenleistung in der Hauswirtschaft, Fortpflanzung und Kinderpflege besteht". Immer das alte Lied: Sieh' zu, daß ein Mann dich würdigt, dich zu heiraten, diene ihm und gebäre ihm Kinder — alles Uebrige in der Welt geht dich nichts an!

Ueberstreut ist die Pille dieses wohlmeinenden Rates mit der zärtlichen Fürsorge für die Schonung der weiblichen Gesundheit.

„Ein Maaß an körperlicher oder geistiger Arbeit, das der männliche Organismus ganz wohl ohne Nachteil verträgt, richtet den weiblichen Organismus bald zu grunde, oder nutzt ihn wenigstens in viel kürzerer Zeit ab. Noch weit schädlicher wirkt angestrengte geistige Arbeit auf den weiblichen Organismus, denn das weibliche Gehirn und Nervensystem verträgt lange nicht soviel, wie das männliche, weshalb schon die Erziehung und geistige Ausbildung beider Geschlechter eine verschiedene bleiben muß" . . . . „Selbst bei dem Klassenunterricht kleinerer Kinder nutzt die weibliche Lehrkraft sich so viel schneller ab, daß die Ersparnisse am Lehrergehalt durch Mehrbelastung des Pensionsfonds in folge früherer Pensionierung aufgewogen werden." (Merkwürdig, daß unser Philosoph nicht auf die doch so nahe liegende Erkenntnis verfiel, daß die weibliche Lehrkraft eben infolge der kleineren Gehalte und deshalb erhöhten Entbehrungen und Strapazen sich schneller abnützt als die männliche!) Dagegen gestattet Herr von Hartmann den Frauen die vorerwähnten Berufsarbeiten: „Schneiderei, Gärtnerei, Kleinhandel, Küche und Hauswirtschaft, Kinder- und Krankenpflege" als „dem weiblichen Körper am ehesten verträglich".

Welch' kindliche Einfalt Herr v. Hartmann bei seinem Lesepublikum voraussetzen muß, um den Mut zu finden, dasselbe in so handgreiflicher Weise dupieren zu wollen!

Wollen wir auch vorläufig von der Fraglichkeit der von Herrn v. Hartmann mit Emphase betonten ausschließlichen Bestimmung des Weibes für die Ehe absehen: so ändert der — nicht zugegebene, aber angenommene — Umstand des weiblichen Berufs für die Ehe doch nichts an der jedem Gebildeten, also voraussichtlich auch Herrn v. Hartmann bekannten, statistisch erwiesenen Thatsache, daß in den europäischen Staaten durchschnittlich 40% erwachsener Frauen teils unverheiratet, teils verwittwet sind. Rechnen wir zu dieser ansehnlichen Zahl von zur Beschaffung ihrer Subsistenzmittel auf sich selbst angewiesenen Frauen (von welchen nur ein sehr kleiner Bruchteil in der angenehmen Lage ist, mit seinen Renten die Bedürfnisse der Existenz zu bestreiten) noch diejenigen, welche das zur Erhaltung der Familie ungenügende Einkommen des Gatten durch eigenen Verdienst zu vermehren genötigt sind, so schwillt die Zahl zu selbständiger Erwerbsthätigkeit gezwungener Frauen trotz aller gegenteiligen Floskeln von dem „Beruf der Frauen für die Ehe und Familie" (die man nie ohne „Gänse"-Füßchen schreiben soll) zu einer stattlichen Menge an.

Diesen Frauen nun stehen folgende Berufswege offen.

In den untersten Gesellschaftsklassen: Taglohn und Fabriksarbeit; im niedern Mittelstande: Kleinhandel, häuslicher Dienst, Kinder- und Krankenpflege und Nadelarbeit; den Höhergebildeten: das Lehramt an niederen Unterrichtsanstalten, Erteilung von Privatunterricht und Gouvernantentum.

Aus herzrührender Besorgtheit für das Wohl und die Gesundheit des Weibes will Hartmann den Frauen nur die genannten Arbeitszweige gestattet sehen, die männlichen

Berufsbahnen, namentlich die geistige Thätigkeit erfordernden, sollen der Frau — weil für den weiblichen Organismus zu anstrengend — verschlossen bleiben.

Wunderbar! Zwei oder drei wöchentliche Vorlesungen in den Hörsälen einer Universität oder ein täglicher Vortrag in einem Gymnasium würden einen weiblichen Organismus unfehlbar zu grunde richten: — die erschöpfenden Mühen und Sorgen der Krankenpflege, das Einatmen ungesunder Ausdünstungen in vielen Krankenzimmern, die Nachtwachen, oh, diese leichte, nervenberuhigende Thätigkeit ist dem zarten, weiblichen Organismus just angemessen!

Ueber der geistigen Anstrengung der Führung eines Erbschafts- oder Grenzstreitprozesses (als Advokat) müßte ein weibliches Gehirn notwendigerweise von einer Nervenlähmung befallen werden; die Laufbahn eines städtischen oder staatlichen Beamten würde die Kräfte der Frau in kürzester Zeit aufreiben: — aber Tag um Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit schwerer Hausarbeit und Ueberwachung ihrer Kinder sich abmühen, und — wenn dieselben endlich zur Ruhe gebracht sind, die halben Nächte mit Flickarbeit für den Gatten und die Kinder zubringen, wenn des Gatten Erwerb zu gering ist, um eine entsprechende Zahl von Dienstleuten zu halten, — das ist eine Thätigkeit, wobei die Frau frisch und blühend bleibt!

Und die Schneiderei und sonstige Nadelarbeit? Mit der Handarbeit allein können die Arbeiterinnen in der Konkurrenz mit der Maschinenarbeit nicht aufkommen, und das Maschinennähen untergräbt die Gesundheit. Schwindsucht oder Unterleibsleiden aller Art sind dessen Folge. Zudem ist der Erwerb dieser Thätigkeit so gering, daß nur wenige der sich dieser Beschäftigung Widmende davon leben können.

„Darüber, daß die Löhne für weibliche Arbeiten zur Bestreitung der wichtigsten Lebensbedürfnisse nicht ausreichen, herrscht nur eine Stimme" — schreibt Hügel. „Eine große Zahl von Arbeiterinnen .... arbeitet thatsächlich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein mit Aufopferung ihrer Gesundheit; aber sie sind dennoch nicht im stande, sich so viel zu erarbeiten, daß sie ihre wichtigsten Lebensbedürfnisse befriedigen können. Was sollen diese beginnen, um das herbeizuschaffen, was nötig ist, um den ihre Existenz bedrohenden Abgang an ihrem Verdienst zu ersetzen? ...."

H. C. Carey beruft sich in seinem Werke: „Die Grundlage der Sozialwissenschaft" auf die Lage der armen Mädchen in den größeren Städten Englands, die sich zu Modistinnen ausbilden wollen und „oft Monate lang nicht weniger als 20 Stunden täglich arbeiten müssen, wobei sie die unreine Luft der Werkstätte einatmen und die elendeste Nahrung erhalten. Die Schwindsucht schließt die Laufbahn dieser zarteren Werkzeuge des Handels ...." Unglücklicher als sie noch sind die Kleidernäherinnen, von welchen ein von Carey zitierter „neuerer englischer Schriftsteller" sagt: „Die Schrecken ihrer weißen Sklaverei sind nicht übertrieben worden .... Jedermann weiß, daß die englischen Städte voll von notleidenden Näherinnen sind .... So armselig die Kleinigkeit ist, die sie verdienen, ist sie doch besser als nichts. Es ist besser Hunger zu leiden, als zu sterben. Man kann die armen Geschöpfe an den Thüren der Kleiderläden zusammengedrängt sehen, wie sie mit ihren mageren, aufgeregten Gesichtern auf ihren Anteil an der elenden Arbeit warten, als ob ihr Leben davon abhinge. Man erstaunt, daß dies möglich ist; allein es ist eine Thatsache .... Kann es uns bei einem solchen Thatbestand wundern, daß ein großer Teil dieser unglücklichen Näherinnen, Modistinnen, Westenmacherinnen u. s. w. durch die Schwierigkeit, einen ehrlichen Erwerb zu finden, zur Schande getrieben werden? .... Es gibt kaum Eine unter diesen, die nicht sogleich ihr unseliges Geschäft aufgeben würde, wenn man ihr einen anständigen Erwerb verschaffte .... Wir nehmen den schlimmsten Teil der Barbarei und den schlimmsten Teil der Zivilisation und verarbeiten beide zu einem heterogenen Ganzen. Wir erziehen unsere Frauen zur Abhängigkeit und lassen sie dann ohne Jemand, von dem sie ehrlicherweise abhängen können. Sie haben Niemand und Nichts, worauf sie sich stützen können, und so stürzen sie nieder."

Und diese Erwerbszweige haben Herr v. Hartmann und Konsorten die philosophische Menschenfreundlichkeit, den Frauen vorzuschreiben als „minder gesundheitsschädlich und ihrem Organismus entsprechender" als die männlichen!

Man müßte staunen, wenn der Geheimschlüssel zu der eigentlichen Triebfeder dieses Verdiktes nicht so gar leicht zu erfassen wäre. Eitelkeit und Brotneid nennt sich dieser Schlüssel. Die Männer haben von vorneherein diejenigen Berufszweige, welche materiell einträglicher und in der sozialen Rangordnung angesehener sind, für sich selbst in anspruch genommen und den Frauen großmütigerweise zu denjenigen Erwerbszweigen Zutritt gestattet, welche ihnen nicht der Mühe wert erschienen, ausschließlich von ihnen selbst ausgebeutet zu werden.

Und jetzt, da die Frau, gedrängt vom erschwerten Kampf ums Dasein und von der erwachten Erkenntnis, daß es ein Unrecht sei, sie von den geachteteren und materiell günstigeren Laufbahnen auszuschließen, sich bemüht, zu denselben zugelassen zu werden, jetzt wollen die Männer ihnen hiezu mit dem Scheinmotiv den Weg verrammeln, daß sie die physische Kraft zur Verfolgung dieser Berufsbahnen nicht besäßen.

Herunter mit der Maske lügnerischer Humanität, nachdem die dahinter verborgene Fratze brutaler Selbstsucht doch endlich erkannt ist!

Wenn die bislang den Männern reservierten Arbeitszweige die Leistungsfähigkeit der Frauen thatsächlich übersteigen, so ist es lächerlich, ihnen dieselben zu verbieten. Ihr Unvermögen wird sie davon zurückhalten. Verbietet man einem vierschrötigen Braunecht Ballettänzer oder einem Blinden Maler zu werden? Der Eifer dieser Herren, die Natur der Frauen gewaltsam einzuengen, aus Furcht, dieselben können, sich selbst überlassen, ihre Zwecke nicht erfüllen, ist ein ganz überflüssiger. Besteht der natürliche Beruf des Weibes wirklich in der Ehe, so wird sie sich demselben auch dann nicht entziehen, wenn man aufhört, ihr denselben durch Verschließung der Möglichkeit, sich selbst eine geachtete unabhängige soziale Stellung zu erringen, aufzudrängen. Man scheint zu glauben, daß der angeblich natürliche Beruf der Frauen (Gattinnen und Mütter zu sein) ihrer Natur von allen Dingen am meisten zuwider sei, und daß, sofern man ihnen irgend eine andere, ihren Wünschen einigermaßen entsprechende Verwendung für ihre Zeit und ihre Fähigkeiten freigebe, sich nicht mehr Frauen genug finden würden, welche den Beruf auf sich nehmen mögen, den man ihren natürlichsten nennt!

Hinter der Draperie des Gefasels von der Natürlichkeit dieses weiblichen Berufes verbirgt sich also deutlich erkennbar der männliche Grundsatz: „Da es für die Erhaltung der Gesellschaft notwendig ist, daß die Frauen heiraten und Kinder gebären, wir Männer aber den Frauen die Ehe so wenig wünschenswert machen, daß sie dies aus freiem Willen nicht thun, so ist es notwendig, daß wir sie durch die Erziehung und durch die sozialen Einrichtungen dazu zwingen."

Die Männer, welche eine ausgesprochene Antipathie gegen die gleiche Freiheit des weiblichen Geschlechts haben, fürchten nämlich keineswegs, daß die Frauen überhaupt nicht heiraten wollen, sondern sie fürchten vielmehr, daß dieselben verlangen würden, die Ehe solle auf gleichen Bedingungen, auf der Basis gesetzlicher Gleichstellung der Gatten beruhen, und daß alle Frauen, die Geist und Fähigkeiten besitzen, es vorziehen würden, sich durch ihre Thätigkeit eine selbständige Lebensstellung zu erringen, als daß sie sich verheirateten und durch diesen Schritt in die gesetzliche Abhängigkeit von ihrem Gatten träten.

Ein weiterer und sehr kräftiger Beweggrund der Versessenheit der Männer auf die Zurückdrängung der Frauen innerhalb der Schranken der Familie und auf Versperrung aller gesellschaftlich geachteten, namentlich aber der wissenschaftlichen und politischen Laufbahnen gegen das weibliche Geschlecht liegt in der Besorgnis, daß mit der sozialen und politischen auch die moralische Gleichstellung der Geschlechter platzgreifen und das alberne Ammenmärchen von der Freiheit, die dem Manne, von der Keuschheit und frommen Sitte, die der Frau gebührt, endlich einmal in die Rumpelkammer abgethaner Vorurteile und an dessen statt ein einheitliches moralisches Maß und Gewicht für beide Geschlechter gesetzt würde.

Dieses Prinzip der Toleranz gegen die Männer und gleichzeitiger Strenge gegen die Frauen, welches zu verteidigen auch Herr v. Hartmann den unglücklichen Versuch macht, ist nicht nur im höchsten Grade ungerecht, sondern auch geradezu ein blühender Unsinn.

Dieses Prinzip ist eine Albernheit, weil es sich von selbst verneint; weil eine aufrichtige, strenge Durchführung desselben ein Ding der Unmöglichkeit ist; weil es sich auf einen inneren Widerspruch gründet, für den es absolut keine Lösung gibt: da entweder die weibliche Tugend der „Freiheit" des Mannes, oder umgekehrt die letztere der ersteren zum Opfer gebracht werden muß. Denn mit wem andern soll der Mann seine ihm von den landläufigen öffentlichen Moralbegriffen gestatteten Liebesabenteuer durchmachen, als eben mit den Frauen, welchen ja aber gleichzeitig die strengste Tugendhaftigkeit zur Pflicht gemacht wird?

Da es „unzweifelhaft" ist, daß „ein Mann mehrere Frauen nach einander mit ganzem und vollem Herzen lieben kann", so wäre die „Forderung, daß er vor seiner Verheiratung keine anderen Liebesverhältnisse angeknüpft haben solle, unstatthaft", behauptet Hartmann. Dagegen ist der Mann „berechtigt, in seiner Erkorenen eine Jungfrau vorauszusetzen, die auf den Mann ihrer Wahl gewartet hat, um sich von ihm aus dem träumenden Schlummer zum wachen Liebesleben wecken zu lassen". . . . . Denn „es liegt der höchste Reiz für das männliche Liebeswerben darin, ein noch unbeschriebenes Blatt vorzufinden, in das er seine Schriftzüge eingraben kann."

Welch' rührend unverschämte, wahrscheinlich „unbewußte" Naivetät von Selbstsucht und Eitelkeit! Herr v. Hartmann scheint zu glauben, die Frauen seien expreß zum bon plaisir der Männer auf der Welt? Sein, des Mannes Dasein sei Selbstzweck; der Frau Lebensbestimmung sei des Mannes Dienst und möglichst „reizvolle" sinnliche Befriedigung?

Aber hievon abgesehen:

Da für Mädchen die Bewahrung der Jungfräulichkeit und für Ehefrauen die der Gattentreue Pflicht ist, in welcher Richtung liegt die Möglichkeit für den Mann, vor und außer der Ehe sein sich vindiziertes Privilegium freier Liebe auszunützen, ohne die Frauen zur Verletzung eben dieser Pflichten zu verführen?

Den Bruch der ehelichen Treue will Herr v. Hartmann bei dem Manne aus dem Grunde entschuldigt und bei der Frau verdammt sehen, weil „die Untreue des Mannes, indem sie außerhalb des Kreises der Familie fällt, den Familienstand und die Stellung der Frau als Mutter und Hausherrin intakt läßt, der Mann einer untreuen Frau aber nur die Wahl hat, entweder Vaterpflichten gegen untergeschobene Bastarde zu üben, oder seine eigenen Kinder durch Scheidung mutterlos zu machen".

Ein moralischer Rechtsgrund von unheimlicher Seichtigkeit!

Ist die Frau zur ehelichen Treue deshalb mehr verpflichtet als der Mann, weil die Früchte des Ehebruches der Frau vom betrogenen Gatten ernährt werden, und ist andrerseits der Mann für den Ehebruch darum nicht so strafbar als die Frau, weil seine eventuellen Kinder der Gattin nicht zur Last fallen, dann — ja dann ist die Reinheit und Unverletzlichkeit des ehelichen Bundes nichts weiter als eine finanzielle Frage. Dann darf eine verheiratete Frau so viele Liebesverhältnisse haben als ihr beliebt, wenn sie reich genug ist, ihre diesen Verbindungen entstammenden Kinder außerhalb der Familie auf ihre Kosten erziehen zu lassen, oder wenn die Väter dieser Kinder die Ernährungs- und Erziehungskosten bestreiten.

Diesem Grundsatz gemäß, müßte auch die Unfruchtbarkeit einer Frau sie der Pflicht der ehelichen Treue gänzlich überheben!

Der langen Hartmann'schen Reden kurzer Sinn läßt sich in wenig Worten zusammenfassen. Er heißt: Das Weib hat für ihr Lebenlang, unter welchen Umständen immer, mit einem Manne sich zu begnügen; dem Manne ist Vielweiberei gestattet.

Von dem Standpunkte unseres Philosophen bis zur Plaidierung für weiblichen Keuschheitsgürtel und Wittwenverbrennung (wer lacht da?) ist nur ein Schritt.

„Ein Mann" — schreibt Hartmann — „braucht sich durch die Wittwenschaft seiner Geliebten nicht von der Verbindung mit derselben abhalten zu lassen, aber er soll sich darüber klar sein, daß diese Wittwenschaft ein Punkt ist, über den er sich hinwegsetzen muß, und daß die Frau es durch ungewöhnliche Vorzüge verdienen muß, daß er sich über diesen Punkt hinwegsetzt."

„Ein Mädchen, das schon einmal Braut war, auch wenn sie ganz schuldlos an dem Auseinandergehen ist, gleicht einer Waare, die Havarie erlitten hat und deren Wert dadurch im Preise gesunken ist . . . . Die Jungfräulichkeit ihres Herzens ist nicht mehr intakt, der Duft an den Schmetterlingsflügeln ist abgestreift."

Bedürfen solche Sätze einer ernsthaften Widerlegung?

Gewiß nicht. Sie richten sich selbst. C'est le ridicule qui tue.

Die gegen die Strebungen nach moralischer, sozialer und politischer Gleichstellung der Geschlechter ankämpfenden, langen und breiten Ausführungen Hartmanns sind nichts anderes als eine Umschreibung der an die Frau gerichteten biblischen Worte: „Er soll dein Herr sein. Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein."

Wer im Genuß eines Privilegiums ist, verzichtet darauf nicht gern. Im gewohnten Besitz gesetzlicher Vorrechte gegen die Frauen klammern die Männer sich mit aller Kraft an die Aufrechthaltung derselben.

Aber nicht die Frauen-Emanzipation selbst ist es, die ihnen fatal wäre. Eingangs des beregten Artikels hat Hartmann, vielleicht ohne über die Bedeutung seiner Worte viel nachgedacht zu haben, es ausgeplaudert, welche Besorgnis es eigentlich ist, die als letzter Beweggrund ihn und seine Vorbeter und Nachtreter zwingt, gegen die freiheitliche Bewegung der Frauen Fronte zu machen, wie die gespenstische Spukgestalt heißt, welche, von den Wogen dieser Bewegung getragen, ihnen dräuend entgegengrinst.

Diese Furcht ist in folgenden Stoßseufzern ausgedrückt:

„Die Macht des weiblichen Geschlechtes über das männliche ist so groß, daß überall und in allen Völkern die thatsächliche Beherrschung des männlichen Geschlechtes durch das weibliche, trotz des äußeren Scheines vom Gegenteil, die Regel bildet . . . . So lange man diese auf dem Geschlechtsgegensatz beruhende geheime Uebermacht des weiblichen Geschlechts nicht brechen kann, muß als notwendiges Gegengewicht gegen dieselbe eine rechtliche Vorherrschaft des männlichen Geschlechts aufrecht erhalten werden, um das Gleichgewicht nur einigermaßen wieder herzustellen. Gelänge es dagegen den Vorkämpfern für Geschlechtergleichstellung, alle Vorrechte der Männer in Staat und Gesellschaft, in Recht und Sitte zu beseitigen, so würde damit eine Periode der reinen Weiberherrschaft inauguriert werden, wie nicht die Geschichte, nur die Sage sie bisher kennt." Bei politischer Thätigkeit „würde jede Frau statt einer Stimme über zwei verfügen, es sei denn, daß ihr Mann bereit wäre, den häuslichen Frieden und das Familienglück seiner politischen Ueberzeugung zum Opfer zu bringen."

Also das ist des Pudels Kern!?

Es ist allerliebst von Herrn von Hartmann, daß er so offen Farbe bekennt. Wer hätte das gedacht, daß die starkgeistigen, willenskräftigen Herren der Schöpfung die Frauen-Emanzipation darum nicht leiden mögen, weil ihnen davor bangt, durch sie wie in der Ehe so im öffentlichen Leben unter den Pantoffel zu kommen!

Bei der Ordnung öffentlicher Angelegenheiten, bei kollegialer Berufsgenossenschaft und bei dem Wettkampf der Konkurrenz stünde der häusliche Friede nicht auf dem Spiel: wie sich da wohl diese Furcht vor Erringung der Hegemonie durch die Frauen mit dem immer so prätentiös vorgetragenen Glaubenssatz von ihrer geistigen Inferiorität zusammenreimt? Die Geschichte erzählt uns doch, daß stets die intellektuell kräftigeren, mit höheren Kenntnissen ausgestatteten Völker und Gesellschaftsschichten es waren, welche die zivilisatorische Führung, den beherrschenden Vorrang vor den geistig inferioren Völkern und Klassen erlangten, nichtwahr?

Doch wir wollen mit den Konsequenzen des schüchternen Angstbekenntnisses einer schönen Philosophen-Seele heute nicht weiter ins Gericht gehen. Wir haben die markantesten Thesen des antiliberalen Streitartikels flüchtig aufgehoben und beantwortet. Der Rest ist — — Je nun, das ist Herrn von Hartmanns Sache.

Briefe aus meinem lieben Krähwinkel.

Von H. v. Alten.

Erster Brief.

52° 16′ nördl. Br.
8° 15′ östl. L. v. P.

Mein lieber Freund!

Gruß und Dank für alles Erhaltene zuvor! Es hat mir wirklich imponiert, daß Sie — obgleich in Ajaccio — doch noch des Landes gedenken, wo Torf die Erde und arger Nebel stets den Himmel deckt — nämlich Deutschlands — Norddeutschlands — Preußens!

Wenn es nun auch mit dem Torf nicht so schlimm ist, wie ausländische böse Zungen behaupten, das große Moor, die Lüneburger Haide und derartige liebenswürdige Landstriche lassen sich zwar nicht wegleugnen, kommen im ganzen jedoch wenig in betracht; der Nebel aber? Nun, mit dem hat es seine eigene Bewandtnis während der 8½ geschlagenen norddeutschen Wintermonate.

Eigentlich sollte es mir für Sie leid thun, daß die Sonne des Südens doch noch nicht stark genug schien, das große Nebelbild der Heimat aus ihrer Erinnerung aufzusaugen. Aber wir Menschen sind geborne und meistens auch erzogene Egoisten, so entstand denn auch in mir großer Jubel beim Empfang Ihres interessanten Reisebriefes, ich seufzte, neiderfüllt zum rauch- und dunstvollen Himmel aufblickend:

„Eilende Wolken" — — ꝛc. ꝛc.

Gleich darauf aber mußte ich des Schusterjungens gedenken, der strotzend vor Gesundheit und Kraft, zu einer armen Dame, die gelähmt im Rollstuhl an ihm vorüberfuhr, sagte: „Ach wer's doch auch so haben könnte!" Die Dame sah ihn an und lächelte und sagte: „Willst du mit mir tauschen? komm, gib mir deine flinken Beine!" Da kratzte der Schusterjunge aus. Und ähnlich würde ich es vermutlich auch machen, wenn Sie mir sagten: willst du mit mir tauschen? Trotz Nebel, Torf, Höhenrauch und langer Weile hänge ich an der kühlen Heimat, wie nur je ein Jüngling an seiner spröden Geliebten hing. —

Die alten Deutschen nannten das Ausland „Elend", um damit anzudeuten, daß jeder, der in die Fremde ziehe — das Glück dahinten lasse. Ganz so schlimm mag es nun wohl mit Ihnen nicht stehen, Verehrtester — aber „mitten zwischen Spiel und Fechtertänzen beschleicht die Seele einer Sehnsucht leises Mahnen", um mit Seneca zu reden, und mitten aus Ihren begeisterten Schilderungen des Golfes, des Leuchtturms und der Corsikanischen Vendetta beschleicht auch mich das Gefühl, daß unsere Heimat doch für uns das wahre Paradies.

Lassen Sie sich von diesem meinem göttlichen Krähwinkel erzählen.

Also: „Es ist kein Topf so schief, er findet einen Deckel!" Es ist kein Ort so klein, so still, so langweilig, er findet einen Menschen, der für ihn schwärmt. Und so hat dieses gute Schilda mich gefunden; ich liebe es, ich bin entzückt von seiner pittoresken Lage, seinen schönen alten Gebäuden, ja meine blinde Zärtlichkeit für das kleine Nest geht so weit, daß ich ohne Murren jährlich eine doppelt so hohe Schusterrechnung bezahle, als ich in jeder andern vernünftigen Stadt möglicherweise haben könnte. Der Magistrat von Schilda besteht, wie ich längst ahnte, zu ⅔ aus Schustern und Lederhändlern, sonst gehörte ein solches vorweltliches Straßenpflaster schon längst zu den Unmöglichkeiten. Von der berühmten alten Bischofsstadt Osnabrück wird behauptet, man könne dort nur in der Gosse mit einiger Sicherheit für seine Fußbekleidung sich fortbewegen. Beinahe eben so schlimm ist es im lieben kleinen Schilda. Mir ist im ganzen deutschen Reich noch kein so günstiges Terrain für Hühneraugen vorgekommen, das Städtchen Königsee im Thüringerwalde und einige Straßen in München etwa ausgenommen. Doch wie gesagt, die Liebe duldet alles, wenn sie auch nicht so albern ist — alles zu hoffen, nämlich Besserung!

Doch endlich zur Sache!

Neulich — es war ein milder, lauer Frühlingsabend, kehrte ich heim von meinem Ausflug in die nahen Berge. Ziemlich ermüdet von der Luft und den ungewohnten Strapazen, schlenderte ich durch die Gassen, meine Waldblumen resigniert den frechen Bettelkindern überlassend, die unverschämt und ungewaschen ihre kleinen, schwarzen Händchen danach ausstreckten.

Lumpe sind sie und unverbesserliche Taugenichtse, aber sie haben die süßen, leuchtenden Cherubsgesichtchen und einen so frischen Klang in der Stimme, sie lächeln so herzbestrickend schelmisch bei all ihrer Nichtsnutzigkeit — wer könnte den kleinen Vagabunden widerstehen!

Also erreichte ich ausgeplündert mein Ziel, die Kirche St. Katharina. Es war sieben Uhr und begann zu dämmern; über dem schönen, alten Bau schwamm am lichtblauen Abendhimmel die feine Sichel des zunehmenden Mondes und goß einen sanften Schimmer auf die finsteren Steinmassen. Die Kirche ist uralt; nach dem 30jährigen Kriege kam sie in Besitz der Protestanten und wurde in folge dessen mancher ursprünglichen Schönheit beraubt. Nur die Krypta blieb katholisch und heute Abend wurde dort, wie an jedem Abend im Mai, ein Gottesdienst zu Ehren der allerseligsten Jungfrau gefeiert.

Schon von weitem strahlten mir die Lichter aus den kleinen Fenstern der halbunterirdischen Kapelle entgegen, und im obstbaumbewachsenen Vorgärtchen drängten sich zahlreiche Beter, meist Leute aus den unteren Volksschichten, Bettler, Kranke und hinfällige Greise, zerlumpte Kinder auf den Armen ihrer blassen Mütter, hie und da nur eine besser gekleidete Persönlichkeit.

Ich trat ein und gelangte mühsam durch die dichten Reihen der Andächtigen etwa in die Mitte des Gebäudes, wo ich das Ganze übersehen konnte. Der Altar, auf dem die große weiße „Himmelskönigin" thronte, schimmerte von Blumen und Kerzen, Weihrauchwolken stiegen vor ihm auf und erfüllten die Luft mit jenem süßen, sinnbethörenden, gedankeneinschläfernden Duft, der den „Himmlischen" gebührt.

Noch war kein Priester erschienen und die kleinen blau und grau karrierten Waisenkinder rutschten auf ihrem vor dem Grabe des heiligen Hildebert ausgebreiteten Knieteppich hin und her.

Waisenkinder sind Waisenkinder, ob in oder außer der Kirche little rascals, denen schlechterdings keine Artigkeit beizubringen ist. Sie stoßen sich und kichern und flüstern mit einander, und der Eifer, mit dem sie ihre eselsohrengeschmückten Gebetbüchlein den nächststehenden Fremden anbieten, ist ganz und gar ungeistlich. So erregten sie denn auch ein zorniges Funkeln hinter den Brillengläsern der fetten, alten Nonne, ihrer ihnen von Gott gesetzten Zuchtmeisterin. Die Alte hält zur besonderen Erleuchtung ihres Geistes noch ein Extra-Lichtstümpfchen in den Händen, und psalmiert mit lauter Stimme, dabei gleiten ihre Augen wie Irrwische über die ihr anvertraute Schaar, und — man braucht kein feiner Menschenkenner zu sein, um zu denken: „Wehe dem, den sie sich anmerkt."

Im Hintergrunde sitzt am Harmonium eine junge, bleiche Schwester. Ihre Augen sind gesenkt, ihre Lippen halb geöffnet, sanft gleiten die feinen, schlanken Finger über die Tasten.

O wundervoller Zauber der Schönheit! Ob im weltlichen Kleide, ob im Gewande der Nonne, immer ergreifst du das Herz und erhebst es über sich selbst.

Das Präludium ist zu Ende, und die Schwester intoniert:

„Heil'ge Jungfrau, Thron der Milde,
Mutter der Barmherzigkeit!"

Endlos viele Verse werden gesungen, ich aber verliere mich in eine Träumerei, aus der mich erst die Schlußstrophen wieder erwecken, bei denen sich die Augen der Spielerin plötzlich seltsam leuchtend zu der Gottesmutter erheben:

Doch dein Bild, es flößt mir Tröstung,
Flößt mir Ruh' und Frieden ein,
Du der Hoffnungslosen Hoffnung,
Sollst auch meine Hoffnung sein!

Wie in einer Vision stand das Schicksal des armen schönen Mädchens vor meiner Seele, und Scheffels melancholische Verse klangen in meinen Ohren:

„Im Gärtlein der Nonnen
Auf blumiger Höh'
Steht eine am Bronnen
Und weint in den Klee:
O Gürtel, o Schleier,
O schwarzes Gewand,
Der Heini von Steier
Ist wieder im Land."

Hier aber war augenscheinlich kein „Heini", und um so trostloser blickten die schönen Augen. Gibt es etwas Traurigeres, als die Oede, das absolute Nichts? Viel besser doch ein uns versagtes Glück vor Augen haben, als die Ueberzeugung zu gewinnen — daß es weder für uns, noch für andere, noch überhaupt ein Glück gibt!

Unnütze Grübelei! Das Glück ist eben so ungreifbar, wie ein Nebelstreif, und vielleicht dachte meine schöne Schwester Angelina, oder wie sie sonst hieß, in diesem Augenblick weder an einen ephemeren Heini, noch an die gnadenreiche Himmelskönigin, sondern ganz einfach an ihren Küchenzettel für den morgenden Tag, denn sie war — schaudern Sie nicht ob des prosaischen Faktums — Küchenschwester des Klosters der heiligen Monika. —

Jetzt läuteten die Chorknaben, und mit würdevollen Schritten trat der Priester vor den Altar.

Er war ein bejahrter Mann, sein graues Haupt gebeugt. Tiefer Ernst lag auf den strengen Zügen, tiefer Ernst in der Haltung der immer noch stattlichen Gestalt.

Alles Volk warf sich bei seinem Anblick auf die Knie, die kleinen Waisenkinder stießen förmlich mit den Nasenspitzen auf den Teppich, und ihrem fetten Mentor im Nonnenkleide verursachte die Devotion keine geringen Unbequemlichkeiten. Rührend war es anzusehen, wie ein kleiner zerlumpter Junge, dessen lahme Mutter an Krücken neben ihm stand, sein kostbarstes, ja einziges anständiges Kleidungstück, ein rotkarriertes baumwollenes Taschentuch mit stolzer Miene vor sich ausbreitete, und darauf niederkniete. Nach vollendetem Gebet legte der Bursche das Taschentuch sorgfältig wieder in Falten und steckte es zu sich, um es bei der nächsten Gelegenheit abermals auf die Fließen zu breiten. Welch eine naive Art der Gottesverehrung!

Nachdem der Priester die herkömmlichen Gebete mit schöner, sonorer Stimme gesprochen, begann er die Litanei der allerseligsten Jungfrau, und die Gemeinde responsierte darauf das: „Bitte für uns!"

Gewiß klingen Ausdrücke wie:

„du ehrwürdiges Gefäß,"
„du vortreffliches Gefäß der Andacht,"
„du geistliche Rose,"
„du Turm Davids,"
„du elfenbeinerner Turm,"
„du goldenes Haus,"
„du Arche des Bundes,"
„du Pforte des Himmels,"
„du Morgenstern,"

unseren modernen deutschen Ohren einigermaßen spanisch, man fragt sich erstaunt, was soll das bedeuten, man fühlt sich angewandelt von einem leisen Lächeln, aber hingerissen von der schönen Stimme des Greises, hingerissen von der ganzen, beinah märchenhaft mittelalterlichen Umgebung, betet man mit — unter ketzerischem Vorbehalt natürlich.

Der Gottesdienst war zu Ende, und die Menge bewegte sich drängend dem Ausgange zu; ein prosaisch sparsamer Küster löschte mit roher Hand die Altarkerzen, der kleine Knabe schneuzte sich in sein rotkarriertes Taschentuch, und ein kühler Luftzug fuhr durch die offene Thür herein. Die schöne Nonne vom Harmonium war spurlos verschwunden; wahrscheinlich mußte sie die Abendsuppe noch einmal umrühren. Auch ich

wollte mich eben zum Gehen wenden, da fiel mein Blick auf eine wunderbare Szene. — In einem ganz kleinen, halbdunklen Seitenschiff der Kapelle befand sich das Grabmal des heiligen Ingraban und zwar ruhte der Sarg auf steinernen Pfeilern in einer großen ausgemauerten Quelle, die von einem schönen steinernen Baldachin überwölbt war. An den Wänden dieser Wölbung hatte man zahllose kleine Wachskerzen angebracht, deren Schein sich nun magisch in der dunklen, den Sarg umspülenden Flut spiegelte. Ein kleines Treppchen führte hinab, und auf diesem stand die wohlgenährte alte Nonne mit der Brille und ließ sich von einem ihrer blauen und grauen Zöglinge allerlei Gefäße reichen, die dann, mit Wasser aus der geweihten Quelle gefüllt, von den oben stehenden Gläubigen begierig in Empfang genommen wurden.

Da kamen die fabelhaftesten Bouteillen zum Vorschein, Weinflaschen, Arzneiflaschen, Eau de Colognefläschen, auch Milchtöpfe mit und ohne Schnautzen, ja ein altes Mütterchen brachte sogar einen Kochtopf herbei, wahrscheinlich weil sie skeptisch dachte: „Wasser ist Wasser, die Menge muß es also bringen!" Oder auch, weil der feste, schwarze Eisentopf ihr einziges ganz gebliebenes Küchengerät war.

Dem sei nun, wie ihm wolle, genug, die Leute zogen befriedigt mit ihrem Wunderwasser ab, immer neuen Heilsbedürftigen Raum gebend.

Endlich aber schien es den Wartenden, als schöpfte die fromme Frau nicht voll genug, oder als verschüttete der dienstthuende Karrierte einiges von dem kostbaren Naß.

Klagen wurden laut, Scheltreden, schließlich kam es sogar zu unsanften Knüffen und Püffen, und hätte die fette Nonne ihr geistliches Ansehn nicht vermittelst einer achtungswert starken, schallenden Baßstimme zur rechten Zeit unterstützt, wer weiß, was es an diesem schönen Abend am Grabe des heiligen Ingraban noch gegeben hätte.

So verlief alles relativ friedlich, die Nonne schloß das Gitter vor der wunderthätigen Quelle knarrend zu, steckte den Schlüssel in die Tasche, und die frommen Bürger von Schilda gingen folgsam nach Hause. Ich mit ihnen, lieber Freund.

Als ich endlich einschlief, träumte ich, ich sei in einen himmellangen, elfenbeinernen Turm verwandelt, und müsse zur Strafe für meine gottlose Spottlust aus dem Kochtopf der Alten die ganze heilige Ingrabanquelle austrinken . . . .

Probekapitel aus „Germinal"

von Emil Zola. *)

Jeanlin, damals kaum zehnjährig, war genesen und konnte wieder gehen. Seine Beine waren allerdings so schlecht zusammengeflickt, daß er auf beiden Seiten hinkte. Man mußte ihn sehen, wenn er so gleich einer Ente dahinsegelte, was ihn jedoch nicht hinderte, eben so flink von der Stelle zu kommen wie früher, denn er besaß die Geschicklichkeit und die Behendigkeit eines Raubtieres.

An jenem Abend nun, zwischen Tag und Dunkel, legte sich Jeanlin an der Straße von Réquillart auf die Lauer, begleitet natürlich von seinen Unzertrennlichen, Bebert und Lydia. Hinter dem Zaun eines unbebauten Grundstücks, gegenüber einem armseligen kleinen Kramladen, hielt er sich vorderhand versteckt. Die Bude stand quer über an der Biegung eines Weges. Ein altes, halb blindes Weib stellte da drei oder vier Säcke vom Staub geschwärzte Linsen und Erbsen zur Schau. Was jedoch die ganze Aufmerksamkeit Jeanlins in Anspruch nahm, was er keinen Moment aus den Augen ließ, das war ein alter, ausgedörrter, über und über mit Fliegenschmutz bedeckter Stockfisch, der unter der Thüre hing. Zweimal schon hatte er Bebert darauf gehetzt, ihn

*) Kritische Besprechung des Romans folgt nächstens. Zur schnelleren Orientierung (die Kenntnis des Romanstoffs darf wohl allgemein vorausgesetzt werden) einige Notizen über die hier vorkommenden Personen: Jeanlin, einer der Sprossen der sehr achtbaren Arbeiterfamilie Maheu, von affenartiger Häßlichkeit und ein durchtriebener Taugenichts. — Etienne, aus der Assommoir-Familie, früherer Maschinist, jetzt Grubenarbeiter, der den Strike leitet und sich eine Art Mission als Volkstribun einbildet, der im ersten Kapitel fremd in der Gegend ankommt und im letzten aller Hoffnungen und Illusionen bar wieder von dannen zieht. — Hennebeau, der Grubendirektor, der eine Frau für Andere hat, in die er immer noch verliebt ist, die aber nichts von ihm wissen will.

herunter zu reißen. Jedesmal aber waren Leute dazwischen gekommen. Immer diese Unberufenen, nichts konnte man heute in Ruhe vollbringen!

Ein Herr zu Pferde bog jetzt um die Ecke. Als die Kinder in ihm Herrn Hennebeau erkannten, streckten sie sich hinter dem Zaun auf den Bauch. Oft sah man ihn so allein auf der Landstraße dahintraben, seit dem Ausbruch des Strikes. Mit kaltem Mute ritt er mitten durch die revolutionären Arbeiteransiedlungen, um sich persönlich vom Stand der Dinge zu überzeugen. Niemals noch war ein Stein nach ihm geflogen; er begegnete nur schweigsamen Männern, denen das Grüßen Mühe zu kosten schien. Oefter noch stieß er auf Liebespaare, die sich den Teufel um die Politik scheerten und in jeder Ecke ihr Vergnügen fanden. Ruhig, den Kopf geradeaus, um Niemand zu stören, trabte er auf seiner Stute die Straße entlang. Er trabte vorüber an all diesen Paaren der wilden Liebe, bei deren Anblick sein Herz sich aufbäumte voll unbefriedigten Verlangens. Er bemerkte auch recht gut das kleine Gesindel hinter dem Zaun, wie die beiden Buben auf der Kleinen hockten. Bis herunter zu diesen Rackern, die sich auch schon damit vergnügten, ihr Elend aneinander zu reiben! Seine Augen waren feucht geworden. Steif im Sattel sitzend, militärisch zugeknöpft bis oben, verschwand er.

Verdammte Störung immer! sagte Jeanlin, das scheint heute wieder kein Ende zu nehmen ... Geh hin, Bebert, zieh am Schwanz, herunter mit dem Stockfisch!

Aber schon wieder kamen zwei Männer des Wegs und Jeanlin unterdrückte einen neuen Fluch. Da hörte er die Stimme seines Bruders, der gerade dem Mouquet erzählte, wie er ein Vierzigsoustück entdeckt habe, das seine Frau, in ihren Rock genäht, versteckt gehalten hatte. Die beiden Männer brachen darüber in ein Gelächter aus und klopften sich gegenseitig vor Vergnügen auf die Schultern. Mouquet hatte die Idee zu einer Partie Kolbenspiels für den nächsten Tag. Man würde um zwei Uhr von der Schenke aufbrechen, man ginge nahe bei Marchienne auf der Seite von Montoire entlang. Zacharias war einverstanden. Was brauchte man sie ewig mit diesem Strike zu quälen, sie kümmerten sich einen Pfifferling drum, und ob sie nun Trübsal bliesen oder vergnügt waren, das kam schließlich auf dasselbe heraus. Sie bogen eben um die Straßenecke, als Etienne, der vom Kanal her kam, sie anhielt, um zu plaudern.

— Nun, werden sie wohl da über Nacht bleiben? fing Jeanlin voll ungeduldigem Aerger wieder an. Da, gleich ist es Nacht und die Alte wird ihre Säcke samt dem Stockfisch wieder hineinschleppen.

Ein anderer Grubenarbeiter kam die Straße herunter und schritt auf Requillart zu. Etienne entfernte sich mit ihm. Als sie beim Zaun vorüber gingen, hörte sie der Junge vom Wald reden. Man hatte die Zusammenkunft auf morgen verschieben müssen, weil man nicht alle Dörfer so schnell verständigen konnte.

— Hört ihr, sagte er zu den Beiden, die Geschichte ist also für morgen. Wir müssen dabei sein. Nachmittags schon werden wir uns zu Hause aus dem Staub machen.

Die Straße war endlich frei und Bebert wurde abermals abgesandt.

— Fest, zieh am Schwanz! ... Und nimm Dich in Acht, die Alte hat immer ihren Besen zur Hand.

Zum Glück war es jetzt sehr finster. Bebert hatte sich mit einem Satz in die Höhe an den Stockfisch gehängt. Die Schnur riß. Er nahm reißaus, wobei er den dürren Fisch gleich einem Drachen schwenkte. Die beiden andern im Galopp hinterdrein. Voll Verwunderung trat die Alte aus ihrer Bude, sie hatte etwas gemerkt, ohne jedoch zu begreifen. Sie konnte den Trupp der kleinen Diebe, der sich rasch in der Finsternis verlor, nicht unterscheiden.

Diese Taugenichtse wurden mehr und mehr der Schrecken Aller. Sie hatten nach und nach die ganze Gegend in ihren Bereich gezogen und hausten wie eine wahre Räuberbande. Zuerst beschränkten sie sich auf das Viertel des Voreux, wo sie sich in den Kohlenhaufen herumtrieben und schwarz wie die Neger daraus hervorkamen. Zwischen den Holzvorräten spielten sie Versteckens und verloren sich darin wie in einem Urwald. Dann hatten sie den Hügel im Sturme genommen. Auf den kahlen Stellen desselben, die vom inneren Brande fast noch glühten, rutschten sie auf dem Hintern herunter, was ein Hauptspaß war. Dann wieder hockten sie sich tagelang in das Buschwerk der andern Partien und trieben da kleine stille Spielereien, wie die jungen Mäuse. So erweiterten sie ihr Operationsfeld von Tag zu Tag, balgten sich in den Ziegelsteinhaufen herum, sprangen über die Wiesen, wo sie ohne Brod allerlei milchige Kräuter aßen, und liefen die Ufer ab, um im Kanal Fische zu fangen, die sie dann roh verschluckten. Zuweilen dehnten sie ihre Streifzüge bis zu den hohen Wäldern von Vandame aus, wo sie sich im Frühling mit Erdbeeren und im Sommer mit Haselnüssen und Heidelbeeren vollstopften. Bald gehörte ihnen die ganze riesige Ebene.

Was sie aber so auf der Straße umtrieb zwischen Montsou und Marchienne, wobei ihre Blicke den Ausdruck junger Wolfsaugen annahmen, das war ein wachsendes Verlangen nach Raub. Jeanlin war der Hauptmann dieser Expeditionen. Er warf die Truppe bald dahin, bald dorthin, auf jede Beute. Zwiebelfelder und Gemüsegärten wurden verwüstet, Auslagen angegriffen. Man beschuldigte die strikenden Arbeiter, man sprach von einer weitläufig organisierten Bande. Eines Tages sogar hatte er Lydia gezwungen, ihre eigene Mutter zu bestehlen. Er ließ sich von ihr zwei Dutzend Stengel Gerstenzucker bringen, welche die Pieronne auf einem Fensterbrett im Glaspokal zum Verkauf hielt. Die Kleine wurde durchgeprügelt dafür, aber sie verriet nichts, aus Furcht vor dem Allgewaltigen. Das Schlimmste dabei war noch, daß sich derselbe immer und von allem den Löwenanteil behielt. Bebert mußte gleichfalls dem Hauptmann jede Beute aushändigen und war glücklich, wenn er keine Ohrfeigen bekam, dafür daß derselbe oft alles für sich allein einsteckte.

Seit einiger Zeit besonders machte er es gar zu arg. Er schlug Lydia wie man sein legitimes Weib schlägt, und er benützte die Leichtgläubigkeit

Beberts, um ihn in die unangenehmsten Abenteuer zu stürzen, sehr erfreut dann, wenn er ihn zum Esel machen konnte, diesen großen dicken Jungen, der viel stärker war als er und ihn mit einem Schlag hätte zu Boden strecken können. Er verachtete sie alle beide, behandelte sie als Sklaven und erzählte ihnen, daß er eine Prinzessin zur Geliebten habe, vor der zu erscheinen sie aber ganz und gar unwürdig seien. Und in der That, seit acht Tagen verschwand er oft ganz plötzlich, am Ende einer Straße oder an der Biegung eines Wegs, wo sie sich nun gerade befanden. Zuvor befahl er ihnen mit unerbittlicher Strenge, nach Hause zu gehen und steckte dabei die jeweilige Beute in die Tasche.

So war es auch heute Abend wieder.

— Her da, sagte er und riß seinem Kameraden den Stockfisch aus der Hand, als sie alle drei an der Biegung der Straße bei Réquillart angehalten hatten.

Bebert protestierte.

— Ich will auch mein Teil, weißt Du, denn ich war es, der ihn herunterriß.

— So? Was? Du willst davon? fuhr er ihn an, Du sollst davon haben, wenn ich mag, heißt das. Jedenfalls aber nicht heute Abend, morgen, wenn was übrig bleibt.

Er versetzte Lydia einen Stoß und pflanzte sie nun beide in gerader Linie auf wie Soldaten, die das Gewehr präsentieren. Dann sagte er, indem er hinter sie trat:

— Ihr werdet nun fünf Minuten so da stehen bleiben, ohne Euch umzuwenden . . . Bei Gott! Wenn Ihr es wagen solltet, kommen reißende Tiere und fressen Euch mit Haut und Haar. Und dann werdet Ihr geradewegs nach Hause gehen. Wenn Bebert es wagte, Dich, Lydia, unterwegs anzufassen, so werde ich Euch ohrfeigen.

Daraufhin verschwand er im Dunkel mit solcher Leichtigkeit, daß man nicht einmal die Schritte seiner nackten Füße vernahm. Die Beiden verharrten wirklich etwa fünf Minuten in ihrer Stellung, ohne es zu wagen, sich umzusehen, aus Furcht, es könnten ihnen unsichtbare Ohrfeigen anfliegen. Unter diesem Schreckensregiment Jeanlins war zwischen ihnen eine gegenseitige tiefe Neigung entstanden. Er trug sich beständig mit dem Gedanken, sie eines Tages zu nehmen, fest in die Arme zu pressen, so w e e r sah, daß die andern es machten — auch sie hätte es gerne gemocht, es war ihr, als müßte es sehr wohlthun, so von ihm zärtlich umarmt zu werden. Aber weder er noch sie hätten es gewagt Jeanlins Befehl zuwiderzuhandeln. Auch jetzt, wie sie nach Hause gingen, wagten sie nicht Arm in Arm zu gehen, sondern gingen nur nebeneinander, traurig und in stiller Verzweiflung. Sie waren überzeugt, daß sobald sie sich berührten, der Hauptmann ihnen von hinten her aus seiner Unsichtbarkeit heraus Ohrfeigen versetzen würde.

Etienne war zur gleichen Stunde in Réquillart angekommen. Den Abend vorher hatte ihn die Mouquette so sehr gebeten wieder zu kommen. Und er kam wieder, obwohl er sich dessen schämte. Er mochte sich selbst nicht gestehen, daß er sich nun doch hingezogen fühlte zu dieser Dirne, die ihrerseits ihn anbetete wie einen Gott. Uebrigens kam er jetzt, um mit ihr zu brechen. Er wollte sie sehen, ihr begreiflich machen, daß sie ihn nicht länger mit ihrer Liebe verfolgen dürfe, der Kameraden wegen. Es war jetzt keine Zeit zum Vergnügen, da ringsum alles vor Hunger krepierte. Da er sie nicht zu Hause fand, hatte er beschlossen sie zu erwarten. Mit dem Blick verfolgte er die Schatten, welche vorbeihuschten.

Unterhalb des in Trümmern liegenden Wachtturmes öffnete sich der halbverfallene Grubenbrunnen. Ein Balken, der kerzengerade daraus hervorragte und an dem noch ein Stück Dachwerk hing, hatte das Ansehen eines Galgens über dem schwarzen Loch. Aus dem geborstenen Umfassungsgemäuer waren zwei Bäume herausgewachsen, eine Platane und ein Speierling. Es war eine ganz verlassene Ecke, der Zugang mit Gras überzogen und verwildert, von Schlehen und Hagedorn überwuchert, in denen im Frühling die Grasmücken nisteten. Seit zehn Jahren schon wollte die Kompagnie den Grubenschacht zuschütten, um die Unterhaltungskosten zu sparen, aber immer wieder ließ man es anstehen, man wollte erst auf dem Voreux einen Ventilator errichten, denn das Luftloch dieser beiden unter sich verbundenen Gruben befand sich am Fuße von Réquillart, dessen alter Ausfuhrschacht jetzt als Schlot diente. Man hatte sich begnügt, die Verzimmerung des Niveaus durch quer übergezogene Sparren, welche die Ausfuhr hinderten, zu befestigen. Die oberen Gallerien hatte man ganz liegen lassen und nur noch die unterste wurde überwacht, denn in dieser flammte der ungeheure Kohlenherd, dieses Höllenfeuer, das einen solchen Luftzug verursachte, daß in der daranstoßenden Grube der Wind mit Sturmesgebrause von einem Ende zum andern sauste. Zur Vorsicht, damit man noch auf- und absteigen könne, war Befehl gegeben, die Leitern zu unterhalten, indeß, Niemand kümmerte sich darum. Sie faulten in der Feuchtigkeit und waren stellenweise schon zusammengebrochen. Ein großer Brombeerstrauch deckte den Eingang des Schachtes, und da an der ersten Leiter mehrere der obersten Sprossen fehlten, so mußte man, um überhaupt darauf zu kommen, sich an eine Wurzel des Speierlings hängen und sich dann auf Geratwohl hinunterfallen lassen.

Etienne wartete hinter einem Strauch verborgen, als er zwischen dem Gestrüpp ein schleichendes Geraschel vernahm. Er hielt es für eine fliehende Blindschleiche. Voll Erstaunen jedoch gewahrte er plötzlich den Schein eines Zündholzes. Ganz verblüfft hielt er an sich, als er Jeanlin erkannte, der eine Kerze entzündete und damit in der Erde verschwand. Es erfaßte ihn eine solche Neugier, daß er sich selbst dem Loch näherte. Der Junge war verschwunden, nur ein schwacher Schimmer seiner Kerze drang aus der zweiten Gallerie herauf. Etienne zögerte einen Augenblick, dann ließ auch er sich hinabgleiten, selbst auf die Gefahr hin, einen Fall von fünfhundertvierundzwanzig Metern, welche die Grube maß, zu thun. Es war jedoch nicht so gefährlich; bald spürte er die Leitersprossen und stieg nun langsam hinab. Jeanlin mußte nichts gehört haben. Etienne sah beständig unter sich das Licht, das tiefer und tiefer ging, während der Schatten des

Kleinen, ins Ungeheure vergrößert, hin und her tanzte, mit aller Verrenktheit seiner gebrechlichen Beine. Mit wahrer Affengeschicklichkeit kletterte er die Leiter hinunter, mit Händen, Füßen und dem Kinn sich anhaltend, da wo die Sprossen fehlten. Die sieben Meter langen Leitern folgten sich, manche waren noch gut, manche aber auch wacklig und dem Zusammenbruch nahe. Vorüber flogen die engen Schachte, die so mit grünem Schimmel überzogen waren, daß man wie auf weichem, schlüpferigem Moose drin ging. Je tiefer man kam, um so erstickender wurde die Hitze, eine wahre Backofenluft wehte aus dem Aufzugsschacht.

Die gottverfluchte Kröte! fluchte Etienne, der dem Ersticken nahe war, was zum Henker hat sie nur vor da unten?

Zweimal schon war er nahe dran gewesen hinabzustürzen. Er glitt aus auf dem feuchten Holz. Hätte er nur wenigstens ein Licht gehabt, wie Jeanlin; so aber stieß er sich jeden Augenblick an, und hatte nur den unter ihm entfließenden schwachen Lichtschein zum Führer. Es mochte wohl schon die zwanzigste Leiter sein und das Hinabsteigen dauerte immer noch. Er fing nun an zu zählen: einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig und immer noch hinunter und hinunter und tiefer und tiefer. Ein glühendes Brennen und Stechen erfüllte seinen Kopf, es war ihm, als fiele er geradezu in einen Schmelzofen. Endlich gelangte er zu einem Absatz, wo er das Licht gegen den Hintergrund einer Gallerie zu verschwinden sah. Dreißig Leitern, das machte ohngefähr hundertzehn Meter.

Wird er mich noch lange so spazieren führen? dachte er. Gewiß hat er sich im unterirdischen Pferdestall eingenistet.

Jedoch, links wo es zum Stall ging, war der Weg durch Erdrutsch verschüttet. Die Reise ging von neuem los, womöglich noch mühsamer und gefährlicher. Aufgescheuchte Fledermäuse flogen umher und hingen sich an das Gewölbe des Schachtes. Er mußte sich beeilen, um den Lichtschein nicht ganz aus dem Auge zu verlieren. Er folgte ihm in denselben Gang, aber wo der Junge in seiner Schlangengeschmeidigkeit bequem durchschlüpfte, konnte er nur mit Mühe und nicht ohne sich die Glieder zu zerschlagen nachkommen. Der Gang hatte sich, wie alle alten unbenützten Gänge, verengert und verengerte sich noch täglich durch das fortwährende Nachdrücken des Erdreichs. An manchen Stellen war er wirklich zu einem Darm zusammengeschrumpft, der über kurz oder lang ganz ausgefüllt sein mußte. Bei diesem mühsamen Durchzwängen wurden ihm die geborstenen, geknickten Hölzer gefährlich, denn sie drohten ihm das Fleisch zu zersägen oder ihn im Vorbeigehen aufzuspießen an ihren scharfen degenspitzartigen Splittern. Er konnte nur noch mit größter Vorsicht vorwärts kommen, bald auf den Knien, bald auf dem Bauch rutschend, langsam sich weiter tastend. Plötzlich sprang ihm eine Heerde Ratten über Nacken und Füße, alle in rasender Flucht. — Tod und Teufel! sind wir endlich angekommen oder nicht? rief er wütend, atemlos, an allen Gliedern zerschlagen.

Richtig, man war angekommen. Nach einem Kilometer Wegs erweiterte sich der Darm und man kam auf eine vorzüglich erhaltene Strecke des Ganges. Es war das Ende der alten Fahrstraßen, mitten durch die Schicht geschnitten, einer natürlichen Grotte ähnlich. Er hatte anhalten müssen und sah nun, wie Jeanlin gerade sein Licht zwischen zwei Steine gesteckt hatte und anfing, es sich behaglich zu machen, mit der ruhigen zufriedenen Miene eines Mannes, der glücklich nach Hause gekehrt ist. Eine vollständige Einrichtung hatte diese Ecke des Schachtes in eine komfortable Behausung verwandelt. Auf dem Boden lag ein Haufen Heu, der ein weiches Lager gab, aus altem Holzwerk war ein Tisch errichtet und dieser war mit allen erdenklichen Waren bedeckt. Brod, Aepfel, Kartoffel, angebrochene Flaschen von Wacholderschnaps — eine wahre Vorratskammer mit der zusammengeschleppten Beute von Wochen. Selbst an überflüssigen Dingen als Wichse, Seife u. dgl., die nur gestohlen wurden des Stehlens wegen, fehlte es nicht. Und Jeanlin, allein inmitten dieser geraubten Schätze, schwelgte im Besitz wie ein recht egoistischer Spitzbube.

— Sag' mal, Junge, du moquierst dich wohl über die Welt? rief Etienne ihm zu, nachdem er einen Augenblick verschnauft hatte. Du steigst da herunter, um dich voll zu stopfen, während wir oben vor Hunger krepieren?

Jeanlin war vernichtet und zitterte an allen Gliedern. Als er aber den jungen Arbeiter erkannte, beruhigte er sich schnell.

Willst du mit mir essen? sagte er endlich. Ein Stück geröfteten Stockfisch, he?..... Gleich sollst du sehen ...

Er hatte seinen Stockfisch noch nicht aus der Hand gelassen und fing nun an, fein säuberlich den Fliegenschmutz herunter zu kratzen mit einem schönen neuen Messer. Es war eines jener Dolchmesser mit beinernem Griff, worauf ein Spruch eingegraben zu sein pflegt. Auf diesem stand einfach das Wort „Liebe".

— Du hast da ein hübsches Messer, bemerkte Etienne.

— Es ist ein Geschenk von Lydia, antwortete Jeanlin, vergaß aber hinzuzusetzen, daß Lydia es auf seinen Befehl einem Hausierer gestohlen hatte vor der Schenke „Zum abgehauenen Kopf".

Nachdem er eine Zeit lang an seinem Fisch gekratzt, setzte er in stolzem Ton hinzu:

— Nicht wahr, es ist gut hier bei mir? Man friert weniger als da oben, und es riecht auch hübsch besser!

Etienne hatte sich gesetzt, er war neugierig den Jungen mehr reden zu hören. Er war nicht mehr zornig; ein gewisses Interesse hatte ihn gepackt für diesen Taugenichts, der neben all seinen Lastern so viel Pfiffigkeit, Mut und Betriebsamkeit entwickelte. Und in der That, man fühlte sich wohl in dem behaglichen Loch. Die Hitze war nicht zu groß, es herrschte eine gleichmäßige Temperatur, wie in einem warmen Bade, unbeeinflußt von der Jahres eit da außen, wo die rauhe Dezemberluft den armen Teufeln die Haut aufriß Diese alten Schachte hatten sich mit der Zeit von allen schädlichen Gasen entleert und man atmete jetzt nur noch die Ausdünstung

des alten, angefaulten Holzwerks, die einem in die Naſe ſtieg wie ein feiner, ſchwach mit Nelken gewürzter Aether.

— Und du fürchteſt dich alſo nicht hier? fragte Etienne.

Verwundert ſtarrte ihn der Junge an.

— Fürchten, wovor denn? Ich bin ja ganz allein!

Der Fiſch war endlich fertig gekratzt. Er zündete ein kleines Holzfeuer an, ſtellte einen Roſt darüber und legte ſeinen Leckerbiſſen darauf. Dann ſchnitt er ein Brod entzwei. Es war zwar ein fürchterlich verſalzener, für einen ſoliden Magen aber immerhin nicht zu verachtender Schmaus.

Etienne hatte ſein Teil angenommen.

— Nun wunderts mich nicht mehr, daß du fett wirſt, während wir alle abzehren. Weißt du, daß es abſcheulich iſt von dir, dich ſo zu ſtopfen!.... Denkſt du denn gar nicht an die andern?

— Das fiele mir ein! warum ſind ſie ſo dumm?

— Uebrigens thuſt du klug daran, dich zu verbergen, denn wenn dein Vater wüßte, daß du ſtiehlſt, na, der würde dich ſchön zurichten.

— Als ob wir von den Bourgeois nicht auch beſtohlen würden! Du ſagſt es doch ſelbſt immer. Dieſes Brod hier, das ich bei Maigrat geſchnippſt, war doch gewiß nur eines von denen, die er uns ſchuldet.

Etienne ſchwieg, er war verwirrt. Er betrachtete den Kleinen mit ſeinem Rüſſel, ſeinen grünen Augen und ſeinen großen, abſtehenden Ohren. Es war eine menſchliche Ausartung, eine Mißgeburt, begabt mit dem Inſtinkt und der Schlauheit der Wilden und verkörperte die Rückbildung des Menſchen zur ehemaligen Thierheit.

— Und Lydia, fragte Etienne weiter, führſt du ſie auch zuweilen hieher?

Jeanlin brach in ein verächtliches Gelächter aus.

— Die Kleine? o nein, das fehlte mir!.... Die Frauenzimmer können ja nicht ſchweigen.

Dabei fuhr er fort zu lachen voll unſäglicher Verachtung für Lydia und Bebert. Wann hatte man jemals ſolche Dummköpfe geſehen! Bei dem Gedanken, daß ſie all ſeine Lügen und Aufſchneidereien geduldig hinunterſchluckten und mit leeren Händen davon gingen, während er da unten in der ſchönen Wärme mit voller Gemütsruhe ſeinen Stockfiſch verzehrte, fühlte er ſich ſehr von ſeiner Ueberlegenheit gekitzelt. Mit der Würde eines kleinen Philoſophen ſchloß er denn auch dieſe vergnügliche Betrachtung alſo:

— Es iſt am beſten man bleibt allein, da gibt es weder Streit noch Händel.

Etienne hatte ſein Brod gegeſſen und nahm jetzt noch einen Schluck Schnaps. Er war einen Augenblick im Zweifel, ob er die Gaſtfreundſchaft Jeanlins nicht ſchlecht belohnte, indem, wie er im Sinne hatte, er ihn beim Ohr ans Licht zöge und ihm alles fernere Mauſen verböte, mit der Drohung, alles dem Vater zu erzählen. Indem er dabei nochmals dieſen tiefen Schlupfwinkel betrachtete, kam ihm ein neuer Gedanke. Wer weiß, ob er nicht für die Kameraden oder für ſich Nutzen davon ziehen konnte, wenn die Dinge da oben eines Tages ganz ſchief gehen ſollten? Er ließ ſich von dem Jungen verſprechen, daß er ſich nicht mehr in ſeinem Loche vergeſſe und über Nacht vom Hauſe fortbleibe. Dann nahm er eine Kerze und machte ſich als der Erſte auf den Weg nach oben. Jeanlin brachte erſt ruhig ſeine Haushaltung wieder in Ordnung....

(4. Teil, 6. Kapitel.)

Der Jude von Cäſarea.

Nachgelaſſener Roman von Martin Schleich.

(Fortſetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dieſe Vernunftgründe unterſtützte die Frau durch ſolche Thränen, daß ſelbſt Philipp ergriffen ſchien. Er näherte ſich ihr und ſagte, nicht ohne einen vorwurfsvollen Blick, leiſe: Siehſt du nun, wie ſehr du mich beleidigt haſt!

Ich dich beleidigt?

Durch deine Bedingung, daß ich das Haus der Zoë nicht mehr betreten ſoll. Dafür gebe ich mir heute extra noch 20 Geißelhiebe.

O mein lieber Enkel, erwiderte Theophraſte, indem ſie ſeinen Kopf mit den Händen faßte und ihm einen Kuß um den andern auf die Stirn drückte, verzeih' mir, ich wußte nicht, daß du in ſo kurzer Zeit ein ſo großer Heiliger geworden biſt. Ich ſetze dir gar keine Bedingung. Beſuche wen du willſt, ich bin überzeugt, du thuſt alles nur zur Beſſerung und Bekehrung der Menſchheit.

Philipp erhob ſich nun und ſagte zu Potamon: Vater, gib mir ein paar Tage Bedenkzeit.

Geh hin, ſagte dieſer mit einiger Verbiſſenheit, und bedenk dich ſo lange du willſt. Ich bin froh, wenn die Juden wieder zu ihrem Gelde kommen, wir hätten doch kein Glück damit.

In diesem Augenblicke erschien auch Marcian, der sich gute Lehren und ein paar Zwiebeln holen wollte.

Er war verhofft bei dem Anblick der reichgekleideten Matrone, die auch ihrerseits den jungen Asketen bewunderte, der die Spuren seiner Abtötung eben so deutlich im Antlitz trug wie den Ausdruck reinster Unschuld und Herzensgüte.

Kennst du ihn nicht mehr? fragte Philipp. Es ist der Sohn Theodors, wir haben oft zusammen gespielt und du lobtest ihn, weil er jünger war als ich und doch viel sittsamer.

Mein Gott, jammerte Theophraste unter erneuten Thränen, wo soll die Welt hinkommen, wenn alle die hübschen jungen Leute in die Wüste gehen und für die Welt verloren sind.

Für den Himmel sind sie gewonnen, bemerkte Potamon.

Ganz richtig, bestätigte Philipp, wünschen wir uns Glück, daß es solche Beispiele gibt. Für den möglichen Fall, daß ich selbst kein Einsiedler werden sollte, wird mich das Andenken Marcians immer umschweben. Hab Dank, erhabner Freund, und nimm dies als Unterpfand meiner Liebe.

Damit zog er das Ziegenfell und übergab es Marcian, der es jedoch sofort als Saccas Eigentum bezeichnete.

Du kannst es ihm geben und den Mantel dafür nehmen, um den ich's einhandelte.

Frau Theophraste war entzückt, ihren Enkel wieder in der weißen Tunika zu sehen, die mit Franzen verziert und durch einen zierlichen Gürtel zusammengehalten war. Von dem jüngern Sklaven nahm er die veilchenfarbene Tänie, die er sich um die Stirne wand, worauf er die Matrone zur Sänfte geleitete, ihr einsteigen half, und als die Träger sich in Bewegung setzten, daneben herging.

Potamon konnte sich nicht enthalten, ihm spöttisch nachzurufen: Welcher Geist entführt den Philipp jetzt?

Zu Marcian aber sagte er, ihn auf die Schulter klopfend: Nun, wer hat mehr Menschenkenntnis, du oder ich? Habe ichs nicht gleich gesagt, dem ists nicht ernst? Hingegen habe ich an dir, fügte der Alte schmeichelnd hinzu, schon von anfang an mein Wohlgefallen gefunden.

Marcian aber bebte, warf das Fell auf den Boden und rief: Wenn ich keinen Menschen mehr achten kann, dann will ich auch gar keinen mehr sehen.

Der würdige Alte verwies seinem Schüler solch' unheiligen Zorn und befahl ihm, den Saccasmantel augenblicklich aufzuheben und sich den leinenen Sack mit Brod und Zwiebeln füllen zu lassen.

Wenn du dich über jeden härmen wolltest, der kein Einsiedler wird! sagte er. Wir haben Leute genug, ihrer hunderttausend den Nil hinauf, desgleichen in Syrien und am Jordan. Auch zwischen den Mündungen des Isterstromes, am Euxinischen Meer, wo die wilden Gothen hausen, gibt es Brüder von uns. Ja selbst auf den fernsten Hebriden tauchen wir auf und bei den menschenfresserischen Schotten. Wir haben eine große Zukunft, und da meine ich, brauchen wir auf einen Schneider von Cäsarea nicht versessen zu sein.

Diese und noch andere tröstliche Worte gab Potamon dem Jüngling mit, der den Heimweg gleichwohl in großer Verstimmung antrat. Auch trug er dem Aegyptier sein Ziegenfell nicht sogleich zurück, sondern hängte es an eine Felsenspitze, wo der von seinem Katzenjammer erwachte Ascet den Schatz nach einigen Tagen entdeckte und unter großem Dank gegen den Geber alles Guten wieder zu sich nahm. Mantel, Hut, Kürbisflasche, Becher und Würfel, die der unberufene Gast zurückgelassen hatte, richtete Saccas zu einem Scheiterhaufen und verbrannte Alles, die Bosheit des Teufels und seine eigene Schwäche verwünschend.

Seine Reue war überhaupt fürchterlich. Tage und Nächte stand er auf einem Fleck und auf einem Bein, und da Thränen und Seufzer nicht mehr im stande waren, sein Herz zu erleichtern, so bestürmte er den lieben Gott mit der thörichten

Bitte, ihn gleich Nebukadnezar in einen Ochsen zu verwandeln, damit er so brüllen könne, wie es der Größe seiner Zerknirschung entspräche. Saccas faßte auch den Entschluß, bei nächster Gelegenheit zu entfliehen, und unter die sog. Boskoi oder grasenden Mönche zu gehen, die sich um die Marmorbrüche der Thebais aufhielten und aus Demut die Kost und das Lager der wilden Tiere teilten.

Was sind seitdem für Fortschritte gemacht worden!

* * *

XI.

Im Salon der Zoë.

Wie die meisten Städte Kleinasiens, deren Kulturblüte erst durch den Islam vernichtet wurde, um einst durch Gott weiß wen wieder aufgerichtet zu werden, so hatte auch Cäsarea viele gerade, breite und wohlgepflasterte Straßen, deren einige bis zum Meere reichten und dem Spaziergänger einen herrlichen Ausblick boten.

An einer derselben befand sich die Anastasiakirche, nicht etwa so genannt von jener Heiligen, der zu Ehren heute noch viele Bauernmädchen in Süddeutschland und Oesterreich Stasi heißen, sondern von dem Worte Anastasis oder Auferstehung.

Aber wie der Teufel in einer solchen Nähe immer sein Kapellchen hatte, so lag auch diesem Tempel gegenüber ein elegantes Haus mit Glasfenstern, welches einer Phönizierin namens Zoë gehörte, der man zwar nichts Böses beweisen konnte, die aber verschiedenen Eltern, Vormündern, Hofmeistern und Seelenhirten viel zu schaffen machte.

Als anerkannte Schönheit war sie gleichwohl so wenig egoistisch, daß sie sogar einen Stolz darein setzte, auch noch die schönsten Sklavinnen zu halten, die auf den renommiertesten Märkten aufzutreiben waren. Ihre Abendzirkel waren berühmt und nicht nur die Jeunesse dorée von Cäsarea, sondern auch verheiratete Männer fanden sich dort ein, weil man sicher sein konnte, dort gute Gesellschaft zu treffen. Wenn schon Plato in seinem Idealstaat den Gattinnen auseinandersetzt, daß sie wegen solcher Besuche wohl schelten aber nicht gerichtlich belangen könnten, so war sieben Jahrhunderte später die Gesellschaft gewiß so ausgebildet, daß eine mit Lebenslust und Geschmack begabte Dame sich nicht zu scheuen brauchte, ein Haus zu machen und artige, geistreiche, allenfalls auch wohlhabende Leute zu empfangen. Der Leser ist also gebeten, über Zoë nicht von vorne herein absprechend zu urteilen, zumal sie einem Volk entsproß, dem wir die wichtigsten Kulturmittel verdanken. Ob sie aus Tyrus oder Sidon stammte wissen wir nicht; Semitin war sie jedenfalls und auch Christin, aber paulinisch gesinnt, d. h. sie glaubte, daß auch die Arier zu allen Freuden der Erde und des Himmels ebenso berufen seien, wie die Kinder Abrahams.

Bei Zoën Zutritt zu haben, galt also für eine Auszeichnung, zu deren Genuß nicht nur gute Garderobe und feine Salben, sondern auch geistige Kosmetik gehörte.

Freilich mangelte ihrem Hause der sittliche Kern, der nur im Familienleben liegt; es gab dort eine Stelle, wo gekocht wurde, aber keinen häuslichen Herd im edleren Sinne. Sie war Junggesellin und hätte unter der altrömischen Republik jedenfalls Gerstensteuer bezahlen müssen. Diese sinnige Abgabe wurde nämlich von vermöglichen unverheirateten Frauenzimmern erhoben und davon der Unterhalt der Ritterpferde bestritten. Die Römer älterer Ordnung waren also immer gut daran: entweder hatten sie billige Kavallerie, oder keine alten Jungfern.

Ein kühler Abend hatte nach vorhergegangenem Platzregen die Spaziergänger an den Meeresstrand gelockt, so daß man sich nur schwer entschloß, in die Stadt zurückzukehren. Daraus erklärte sich auch unsere Schöne die Leerheit ihres Salons, obwohl sie schon seit längerer Zeit zu bemerken glaubte, daß die Besuche gerade derer, die sie am liebsten sah, immer spärlicher wurden. Seufzend legte sie das Haupt in

die Hand einer vertrauten Sklavin, die vor ihr auf dem Bodenteppich saß. Sie selbst war mit ihrem Lieblingsstoff bekleidet, der sog. Koa, einem feinen Seidenstoff, der am vollendetsten auf der griechischen Insel Kos gefertigt wurde, und in den man gerne silberne Sternchen verwebte, weil der Mensch nicht oft genug an den Himmel erinnert werden kann.

Ein Blick nach der am Fenster stehenden Wasseruhr, die schon ein großes Quantum ihres violett gefärbten Inhalts an das untere Gefäß abgegeben hatte, zeigte, daß die dreizehnte Stunde, ungefähr unsere siebente nach Mittag, bereits vorüber war.

Bin ich nicht mehr schön? rief sie plötzlich, einen Silberspiegel ergreifend.

Die nicht mehr kommen, sagte die Sklavin, haben alle die Wunde im Herzen, und doch keine Hoffnung, daß du sie heilst. Flieht ja auch das Wild, wenn es vom Pfeil getroffen ist.

Was helfen mich deine Gleichnisse! Schließ die Thüre! Ich will mein Nachtmahl.

Kaum war ein delphisches oder dreifüßiges Tischchen an das Ruhebett gestellt, und ein Hühnchen mit einer Schale Calda, d. h. Wasser und Wein gewürzt und gewärmt, aufgetragen, als an die Hausthüre gepocht wurde.

Ich will Niemand sehen! Welche Beleidigung, mich zu besuchen, wenn die Kleinhändler zuschließen.

Gleich darauf kam der alte Eunuch, der die Stelle eines Pförtners versah, und meldete Manes und Straton.

Was wollen sie? fragte Zoë ungnädig.

Der Eunuch zuckte die Achseln und machte ein Gesicht, so boshaft, als es seine Stellung erlaubte.

Wie oft hast du nach Manes und Straton gefragt, intervenierte die Sklavin, und nun wirst du sie doch nicht abweisen wollen? Feine Leute und aus guten Häusern, die dich aufrichtig achten und verehren.

Ja, Herrin, fiel der Eunuch beifällig nickend ein, das soll wahr sein. Von meinem Stübchen unter dem Säulengang kann ich Alles hören was die Leute sagen, und ich muß sagen, wenigstens was auf griechisch und lateinisch verlautet: große Achtung. Persisch, chaldäisch und kappadozisch verstehe ich nicht, doch daran liegt auch nichts.

So mögen sie kommen! Aber einen Koch dürfen sie nicht bei sich haben, ich lasse kein Feuer mehr machen. Sie müssen sich's an einem Körbchen Früchte genügen lassen. Briseis richte nur gleich ein Körbchen zusammen; ein paar Aepfel und Birnen von Wachs in die Mitte und rings herum etliche wirkliche Pflaumen.

Der Eunuch eilte zu öffnen, aber nicht nur Manes und Straton, sondern noch mehrere jüngere und ältere Männer, selbstverständlich alle der besseren Gesellschaft angehörig, in verbrämten Togen und Goldfransen an den Aermeln, traten ein. Diese hatte der Pförtner verschwiegen, um sich keiner Abweisung auszusetzen und sich sein Trinkgeld zu sichern.

Zoë, begann Manes, wir mußten uns das Vergnügen deiner Gesellschaft lange versagen. Geschäfte, Familienangelegenheiten, Feste und Trauern, kurz, die verschiedensten Ursachen hielten uns ab.

Deine Klage war immer, fügte Straton bei, daß wir nur von der Rennbahn, von Pferden und Wachtelkämpfen redeten. Wir wollen uns bemühen, ernster zu werden.

Bei Ankunft der Gesellschaft waren fast sämtliche Sklavinnen Zoëns in das Zimmer getreten, um den Herren Sitze zurechtzustellen und Erfrischungen – nach der soeben gehörten Anweisung lauter vegetabilische — anzubieten. Ein Wink der Gebieterin bestimmte sie, mit Ausnahme der Briseis, den Platz wieder zu räumen.

Nachdem, wie es sich gehört, zuerst das Befinden der Wirtin, das Wetter und der eigentliche Mangel an erheblichen Neuigkeiten besprochen war, fragte Zoë: Warum habt ihr Philipp nicht mitgebracht?

Philipp, sagte Manes, will ein anderer Mensch werden. Er verbrachte zwei Tage in Betrachtungen bei den Einsiedlern auf der Arche und behauptet, dadurch den Geschmack an den gewöhnlichen Weltfreuden ganz verloren zu haben. Böse Leute meinen, er thue nur so wegen seiner Großmutter, damit sie ihm lieber Schulden zahle. Gleichviel: ein gewisser Marcian — wir haben ihn ja auch gesehen, nicht wahr, Straton? — übt einen bezaubernden Eindruck auf jeden, der sich ihm nähert. Sein von Hause aus hübsches Gesicht strahlt in solcher Verklärung, sein ganzes Wesen trägt die Weihe des höchsten inneren Glückes, so daß man sich unwillkürlich an seine Stelle wünscht.

An seine Stelle! spöttelte Zoë, den Pfauenfederfächer sanft bewegend.

Es ist überhaupt, bemerkte ein älterer Herr, ein eigentümlicher Geist in die Bevölkerung gefahren. Der Buchhändler Strepsiades hat Alles, auch das Schlechteste, was er in heiliger Litteratur vorrätig hatte, ausverkauft und auf dem Berg Athos so viel Abschriften bestellt, als die Mönche liefern können. Bei Antiquaren ist ohnehin längst nichts mehr zu haben.

Wenn das Mode wird, sagte Zoë, muß ich auch eine religiöse Bibliothek haben. Manes, du besorgst mir das; natürlich schönste Einbände. Und den Schrank ebenfalls: Buchs mit Ebenholz und Elfenbein eingelegt.

Auch die heiligen Bilder nehmen schrecklich überhand, bemerkte ein anderer Gast. Ein Bekannter von mir sah ein Porträt der Dreieinigkeit. Ich hätte nie geglaubt, daß es die Kunst so weit bringen würde.

Heiligenbilder? rief Zoë wieder, Heiligenbilder besorgst mir du, Straton. Ich will meine Wände immer so geschmückt haben, wie es der Zeitgeist verlangt. Ueberdies, fromm war ich ja immer. Nicht wahr, Briseis?

Wir alle! bestätigte die Sklavin. Ich halte es mit dem feurigen Athanasius, und hasse die kalten, nüchternen und langweiligen Arianer.

Leute, von denen man es gar nicht glauben sollte, erzählte der vorige Herr weiter, haben sich angewöhnt, vor dem Schlafengehen einen Psalter zu singen.

Wer leiht oder schenkt mir einen Psalter? fragte Zoë.

Hier! sagte Straton und überreichte ihr ein zierliches Exemplar, das er gleich nach seiner Zurückkunft von der Arche gekauft hatte. Alle Stellen, welche Jubel und Freude ausdrücken, sind rot, und diejenigen, welche Buße und Reue atmen und begangene Sünden beklagen, sind blau angestrichen. Je nach Stimmung brauchst du also nicht lange herumzusuchen.

Sarkastisches Lächeln umspielte die Rosenlippen der Phönizierin, als sie das Büchlein durchblätterte; auch Briseis beugte sich über ihre Schulter, man konnte jedoch nicht unterscheiden, mit welcher Farbe die Stellen notiert waren, die von diesen schönen vier Augen gesucht wurden.

Das meiste Aufsehen aber machen die Denkwürdigkeiten des seligen Antonius, fuhr der ältere Herr fort. Ein Freund von mir geht nächsten Winter nach Aegypten und will sich einige Zeit unter den Einsiedlern aufhalten, nur um wieder einmal vom Teufel versucht zu werden, was ihm schon lange nicht mehr passierte und worüber er dem Satan auch sehr böse ist.

Einstimmiges und anhaltendes Gelächter belohnte diese Mitteilung.

Die Bursche da oben, auf dem Berg da oben, stotterte ein großer, junger Mann aus dem Ritterstande, wie heißt er denn, der Berg da oben, wo die Kerle oben sind —

Die Arche! wurde ihm von allen Seiten daraufgeholfen.

Ganz richtig, beim Herkules: die Arche. Sie wirds wohl sein. Ich bin gewiß orthodox, aber beim Zeus, die Kerle da oben, wie heißt man sie —?

Einsiedler!

Ich glaube Einsiedler, ja. Einsiedler kann ich nicht ausstehen, beim Pluto. Waschen sich nicht, pfui. Essen Wurzeln. Dumme Kerle. (Forts. folgt.)

Lenz.

Stimmung.

Von W. Arent.

Welch' ſchöner Friede träumt auf dieſen Auen,
So ſtill, ſo ſanft, ſchmerzlöſend wie der Tod,
Welch reiner Hauch, wie Atem holder Frauen,
Grüßt mich aus Blumenduft und Morgenrot!

Süß koſend rauſchen rings die üpp'gen Zweige
Jungduft'ger, maienkeuſcher Blütenpracht,
Sonnengeküßt, berauſcht das Haupt ich neige —
In meinem Haar zerrinnt der Thau der Nacht

Lenz und Liebe.

Von Kurt Mook.

O wonniger Tag,
O ſonniger Haag,
O herrliche Frühlingswende!
Beſäß' ich der Lerche Flügelſchlag,
Ich ſtieg' ihr in's luftige Blaue nach
Und ſänge ohn' Ende, ohn' Ende.

O fröhliche Zeit!
Die ſelige Maid,
Einſt küßt' ich ihr Lippen und Hände.
Auf Liebe folgte der Trennung Leid,
O kehrt' ſie zurück, ich küßt' ſie vor Freud
Wie damals ohn' Ende, ohn' Ende.

O nichtiger Traum!
Wie flüchtiger Schaum
Zerrann mir die Jugend behende.
Zu Liedern ſind' ich die Worte kaum,
Die Liebſte, ſie ſchlummert im Kirchhofsraum,
Könnt' weinen ohn' Ende, ohn' Ende.

Das Gärtnertheater.

Von Fritz Hammer.

II.

Der Direktor und ſeine Novitäten.

Der 28. Juni 1879 verdiente in der Geſchichte des Gärtnertheaters als einer der höchſten Glückstage angemerkt, er verdiente mit goldener Schrift in das Giebelfeld des Hauſes eingegraben zu werden. Mit dieſem Tage endete die Direktions-Schwerenot, die uns heute noch ſeekrank macht, wenn wir ihr geſpenſtiſches Bild auf den Wogen damaliger Zeitungsberichte hin- und herſchaukeln ſehen. „So ſchön wie Du" und andere Schaukelwalzer ſind feſtes Land dagegen. An dieſem Tage trat nämlich der berühmte Sohn des berühmten Komikers Ferdinand Lang, Herr Georg Lang, ehemaliger Danziger Theaterdirektor, an die Spitze des Kunſtinſtitutes am Gärtnerplatz. Damit war der rechte Mann an die rechte Stelle gekommen, die ewige Bedingung aller wahrhaft großen Erfolge im öffentlichen Dienſte erfüllt — und das Theater, das bis dahin einen ſo jammervollen Kampf ums Daſein gekämpft, konnte nunmehr von Triumph zu Triumph ſchreiten.

Georg Lang ist ein berühmter Mann; das Verdienst, das Metall und die Stelle für sein Denkmal sind bereits vorhanden. Man wird nämlich die beiden Herren, die auf dem Rondell des Gärtnerplatzes abgegossen stehen — ein Herr v. Gärtner mit nachschleifendem Fuß und einem Nudelbrett und ein Herr v. Klenze, gelehnt an einen altmodischen Kanonenofen, den uns die witzigen Aesthetiker für eine griechische Säule aufreden möchten — zusammenschmelzen und den einzigen Georg Lang daraus formen. Der Gärtner-(Klenze)-Platz wird dann in Langsplatz umgetauft und damit erst in sinn- und stilvolle Beziehung zu dem Theater gebracht werden. Damit wird die „Kunststadt" München, die alle möglichen Zelebritäten bedenkmalt hat: Chemiker, Generäle, Lithographen, Optiker, Philosophen, Makulaturschreiber und andere Künstler, das erste öffentliche Bildnis eines Theatermannes zur Verherrlichung jenes Kunstzweiges erhalten, der wahrlich nicht am wenigsten zum schöngeistigen Weltruf der deutschen Biermetropole beigetragen hat.

Georg Lang ist einer der glücklichsten Theaterleiter, weil er einer der genialsten ist. Als eminenter Menschenkenner und vielerfahrener Geschäftsmann weiß er die Thorheiten und Schwächen der kunstbegabten Zweifüßler wie des kunstunsinnigen Publikums ebenso geschickt in ansatz zu bringen wie die seltenen Vorzüge seiner Kund- und Künstlerschaft. In Wien, in Berlin, in Paris — überall wollen die Rechnungen der Genre- und Volksbühnen nicht mehr stimmen und es ist gegenwärtig ein ohrzerreißendes, internationales, finanzielles Heulkonzert. Bei Georg Lang stimmen die Rechnungen auffallend — und außer einigen erfrischend pikanten Dissonanzen, die stets wahrhaft künstlerisch als Vorhalte und Auflösungen verwendet werden, ist bei ihm alles in schönster Harmonie.

Georg Lang ist aber auch einer der interessantesten Männer vom Standpunkte körperlicher Erscheinung; er hat die schönste Glatze von ganz München, nach ihm kommt der Baron v. Ostini, der in künstlerischen und litterarischen Kreisen geschätzte Rittmeister a. D. — Georg Lang hat eine geradezu ideale Glatze. Dazu jene edle Wohlbeleibtheit, die behaglich macht und dem Trübsinnigsten die Menschheit wieder liebgewinnen läßt. Ach, wenn ihn jener Shakespeare'sche Römer gekannt hätte —

„Laß wohlbeleibte Männer um mich sein
„Mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen!"

Aber es ist angenehmer für uns, daß er sich mit seinem Direktions-Genie, seiner Glatze und seinem Bäuchlein für uns aufgehoben hat, statt vor zweitausend Jahren unter die Klassiker gegangen und Millionär und Direktor eines kaiserlichen römischen Saisontheaters in Bajä, Kapri oder Pompeji geworden zu sein. Die Million kann er sich auch bei uns abrunden, falls ihm sehr darangelegen. Es ist jedoch zu glauben, daß er sich bei seinen schlichten Lebensgewohnheiten nicht einmal übermäßig viel aus dem Gelde macht. Es genügt ihm, wenn sein Theater blüht, Künstler und Publikum ihre Rechnung finden und für ihn soviel übrig bleibt, daß er seine zwei nobelsten Passionen befriedigen kann: Luftschiffahrt und Afrikaforschung. So merkwürdig es klingen mag, dieser geniale, behäbige Münchener Theaterdirektor ist in seinen Mußestunden enthusiastischer Aëronaut und Kolonisator. Im schwarzen Erdteil ist er bewandert wie in seinem Theaterrevier, er bewegt sich zwischen den wildesten afrikanischen Völkerschaften mit der nämlichen direktorialen Sicherheit und Ruhe wie unter seiner eigenen Künstlertruppe. Die deutsch-afrikanische Kolonisationspolitik birgt vor ihm kein Geheimnis mehr. Er durchschaut die verwickeltsten Verhältnisse seiner Theatermitglieder und der afrikanischen Ansiedler mit dem nämlichen Scharfblick.

Mit gleicher Liebe umschlingt sein starker Geist die Probleme des Repertoirs und der Luftschiffahrt. Den Theaterhof hat er zu diesem Zwecke in eine Versuchsstation umgewandelt. Da schaukeln Ballons von allen Formaten und Systemen in der Luft. Als Ballast dienen ihm Wagenladungen von Possen-Manuskripten der seltensten Dichter. Von der Höhe seiner Gondel aus dirigiert er zugleich die gewinnreichsten Unternehmungen des Theaters. Für seine Inszenierungskunst zieht er aus den aëronautischen Beschäftigungen die wunderbarsten Vorteile. (Forts. folgt.)

Zuschriften aus dem Leserkreis.

Unter dem Titel

„Merkwürdiger Fall!"

ging uns folgende Zuschrift mit der Bitte um Abdruck zu:

Nicht selten hat es sich im Laufe der Zeiten ereignet, daß zwei litterarische Kritiker genau denselben Gedanken gehabt und in genau denselben Worten geäußert haben. Als „Plagiat" haben böswillige Leute — solche hat es leider immer gegeben! — diese Zweieinigkeit bezeichnet. Wir aber sind „homines bonae voluntatis", wir denken uns nichts Böses, nichts Absichtliches dabei und nennens folglich lieber: Begegnung schöner Geister.

Neuerdings kam mir wieder einmal ein gar kurioses Pröbchen solcher Geistesverwandtschaft unter die Augen. In Theophil Zollings Kritik des neuesten Zola'schen Geniewurfs „Germinal" („Gegenwart" vom 4. April) findet sich mancher Vergleich, manche „Auffassung", Satzwendung u. s. w., welche wörtlich zu lesen sind in dem etwa drei Wochen früher (am 14. März) erschienenen Aufsatze von Jules Lemaître: „Emile Zola, à propos de ‚Germinal'" in der berühmten und sehr verbreiteten Pariser „Revue politique et littéraire", auch, wohl ihres blauen Heftumschlages

wegen, „la Revue bleue“ genannt. Das Interessanteste der ganzen Geschichte ist, daß der „Gegenwart“-Redakteur jene Studie Lemaître's offenbar nicht gekannt hat, da er sonst, d. h. wenn er thatsächlich aus ausländischer Quelle geschöpft hätte, diese anzugeben sich selbstverständlich für verpflichtet gehalten hätte. Ein doppelt merkwürdiges Zusammentreffen zweier gleichgesinnter Geister also!

Die betreffenden Stellen will ich hier anführen.

Lemaître.	Zolling.
Chaval, le „traître“.	Chaval, der die Rolle des „Verräthers“ spielt.
Pluchont, le commis-voyageur en socialisme.	Pluchont, der Commis-voyageur der Sozial-Demokratie.
Zola donne pour le moins autant d'âme aux bêtes qu'aux hommes.	Zola vermenschlicht beinahe die Tiere
Le vieux Bonnemont étranglant Cécile, c'est l'antique Faim irresponsable se jetant sur l'irresponsable Oisiveté!	Der wahnsinnige Bonnemont erwürgt die schöne Cecilie: der Hunger tötet den Müssiggang.
Il y a un chapitre où l'on ne peut faire un pas sans marcher sur des couples qui „s'aiment“.	In einem Kapitel stolpert der Leser auf jeder Seite über leichtsinnige Paare.
Zola animalise ses figures; il réduit les créatures à une vie presque animale.	Zola schildert die Menschen am liebsten nur in ihren tierischen Instinkten.
J'appelle Mr. Zola un poète épique.	Durchaus poetisch ist der gewaltige epische Zug.
Il sait animer les groupes, mettre les masses en mouvement Il y a autour des protagonistes une quantité de personnages secondaires, un „vulgum pecus“ qui.... prend la parole à la façon du choeur antique.	Zola weiß diese Gruppen und Massen, die Hauptpersonen, die Nebenrollen und die Statisten des Chors der Arbeiterbevölkerung zu individualisieren und zu bewegen.

La lamentation d'Hennebeau..... exprime évidemment la pensée de Mr. Zola:

Des Verfassers Meinung spricht wohl der Direktor Hennebeau aus:

(folgt bei beiden die nämliche Stelle aus dem Roman).

Kurios, nicht wahr? Man kann dem losen Schalk, „Zufall“ genannt, ja nie trauen!!

Zum Schluß möchte ich zwei Punkte der Zolling'schen „Germinal“-Kritik als völlig vergriffen bezeichnen. „Der übertrieben pessimistische Grundton läßt kein Behagen aufkommen“ Soll das hier ein Einwand, ein Vorwurf sein? „Kein Behagen aufkommen“ ..... wozu „Behagen“ in diesem Fall fordern? Was sagt Faust? „Du hörst es ja, von Freud' ist nicht die Rede!“

Dann sagt der Kritiker noch:

„Zola besinnt sich plötzlich, daß „Germinal“ ja nur das Glied einer Kette ist, der 13. Band der Geschichte der „Rougon-Macquart“. Also flugs macht er Etienne zu einem Sohne der aus dem „Assommoir“ bekannten Wäscherin Gervaise und ihres Verführers Lantier. Hier hat er sich durch einen Gedächtnisfehler (?) blamiert.“

Schon im ersten, 1869 geschriebenen Bande des großen Cyclus: „La Fortune des Rougon“ kommt Gervaise Macquart mit einem Zwischenraum von vier Jahren von zwei Söhnen nieder, deren Vater ihr Verführer und Liebhaber Lantier ist; der jüngste dieser Söhne ist Etienne. Gleich auf der zweiten Seite des 1875 geschriebenen „Assommoir“ tauchen beide Sprösse wieder auf:

„Cependant, couchés côte à côte sur le même oreilles, les deux enfants dormaient..... Etienne, âgé de quatre ans seulement, souriait, un bras passé au cou de son frère.“ Außerdem prangt Etienne Lantier mit seinem vollen Namen, seinen Attributen u. s. w. schon seit 1869 auf dem damals festgestellten, obwohl erst 1878 veröffentlichten Stammbaum des Rougon-Macquart-Geschlechts, so daß die Behauptung Zollings, im Ao. 1884 geschriebenen „Germinal“ habe Zola seinen Helden „flugs zu einem Sohne der Gervaise und des Lantier gemacht“, zum reinsten Blech wird.

Berlin. **J. von Santen Kolff.**

Briefwechsel

in der Sache Bleibtreu-Kretzer.

Aus redaktioneller Gewissenhaftigkeit und auf besonderen Wunsch Karl Bleibtreu's veröffentlichen wir folgende Zuschrift, welche Herr Max Kretzer an uns zu richten sich gedrungen fühlte.

Berlin, 16. April 1885.

Sehr geehrter Herr!

In einem in Nr. 15 Ihrer geschätzten Wochenschrift enthaltenen Artikel „Die Litteratur in der Reichshauptstadt“ schreibt Herr Karl Bleibtreu auf Seite 269: „Max Kretzer liebt es, über sein Vorleben allerlei Mythen zu verbreiten, als sei er Fabrikarbeiter gewesen und habe sich aus eigener genialer Kraft zu seiner Geisteshöhe emporgeschwungen. Das ist Alles übertrieben u. s. w.“

Möge Herr Bleibtreu sich in der weltberühmten Stobwasser'schen Fabrik zu Berlin, Wilhelmstraße 98, erkundigen, ob der Schreiber dieser Zeilen von seinem dreizehnten bis zum sechzehnten Lebensjahr bei harter Arbeit in ihr thätig gewesen ist oder nicht.

Auf derselben Seite heißt es weiter: „Diese Bedeutung und Bedeutendheit Kretzer's involviert aber auch zugleich seine Schwäche. Diese ist eine Schwäche im Charakter und Temperament des Menschen, die auf den Dichter zurückwirkt."

Wenn nun noch im Anschluß an den soeben zitierten Satz Herr Bleibtreu mich in meinen Romanen als einen Tendenzschriftsteller der schlimmsten Sorte hinstellt, so klingt das etwas komisch angesichts der Thatsache, daß der gerade am meisten von Herrn Bleibtreu angezogene Roman „Die Verkommenen" zuerst im Feuilleton einer hochkonservativen Berliner Zeitung zum Abdruck gelangt ist.

Mit Hochachtung ganz ergebenst
Max Kretzer.

Hierauf schrieb uns Karl Bleibtreu:

Berlin, 20. April 1885.

Verehrter Freund!

Da ich so ziemlich der Einzige bin, der für Kretzer's Bedeutung in so begeisterter Weise Propaganda zu machen sucht, so fürchtete ich leicht, den Eindruck einer Freundschaftsreklame zu erwecken, wovon ich doch wahrhaftig weit entfernt war. Wie alles Unangenehme seinen Nutzen in sich trägt, so kommt jetzt das Positive dabei heraus, daß endlich zu Nutz und Frommen der Mitwelt und der künftigen Biographie Kretzer's festgestellt worden ist, was es mit dem fabelhaften Vorleben des Arbeiterdichters eigentlich auf sich hat. Herr Kretzer hat ein Datum und ein Faktum gegeben — und leider damit nur bewiesen, daß die Zweifler vollkommen Recht behalten. Denn zwölf bis sechzehn Jahre alt — laut Herrn Kretzer's Angabe — wird man in der Stobwasser'schen Lampenfabrik sicher nicht als ordentlicher „Fabrikarbeiter" gebraucht. Ich frage jeden Unbefangenen, ob man berechtigt ist, sich fortwährend auf einen „früheren Fabrikarbeiter" herauszuspielen, wenn man schon als Knabe die Thätigkeit in einer Lampenfabrik aufgegeben hat? Daß die „Verkommenen" im „Deutschen Tageblatt" — welchem dafür einbesonderer Ehrenpreis mannhafter litterarischer Tapferkeit gebührt — abgedruckt sind, hätte der Verfasser aus Gründen, die er am besten kennt, hier nicht heranziehen sollen.

Herzlichst Ihr ergebener
Karl Bleibtreu.

Der geschätzte Redakteur des Berner „Bund", Herr Dr. J. V. Widmann, brachte im Feuilleton seines Blattes vom 20. April eine sehr abfällige Kritik unseres ersten Bleibtreu'schen Berliner Briefes. Der Verfasser antwortet hierauf in folgender Zuschrift:

Erwiderung.

Produktive Schriftsteller verschmähen es im allgemeinen, auf die flüchtigen, oft aus Klique- und Koteriegründen, wenn nicht aus noch gemeineren Motiven, unternommenen Ausfälle der Zeitungsrezensenten zu antworten. Es weiß ja doch ein jeder, wie es heutzutage mit der deutschen Kritikasterie bestellt ist. Ich versichere daher Herrn J. V. Widmann, dem löblich bekannten Kritiker des Berner „Bund", daß nur die Anerkennung sein.s reellen Talents, welches ich zufällig aus seinen zwei bei Ph. Reclam publizierten Novellen schätzen lernte, mich veranlaßt, ihm auf den Angriff, den er meinem ersten Berliner Briefe widmet, die gebührende Antwort zu erteilen.

Herr Widmann, fern dem Getriebe der großen Welt im Schweizer Alpenthal bukolischer Muße fröhnend, ist so wenig über die Litteratur der Reichshauptstadt unterrichtet, daß ihm der geniale und denn doch genugsam bekannte Autor der „Verkommenen" als „ein gewisser Max Kretzer in Berlin" zum ersten mal durch meinen Artikel bekannt wurde.

Der Angriff Herrn Widmanns ist mir durch meinen Kollegen Wildenbruch persönlich übermittelt worden. Nun, Herr Widmann scheint wirklich ein etwas flüchtiger Herr zu sein. Nachdem er nämlich meine schärfsten Ausdrücke über Richard Voßens Poesie mit Beifall und Behagen zusammengestellt hat (als ob ich nicht auch Anerkennendes über den merkwürdigen Mann gesagt hätte!) und sich über den „zuchtlosen (!) Richard Voß" selbst in gröbster Weise äußert, — erhebt er plötzlich einen Heidenlärm, daß ich sein Schooßkind Wildenbruch in einem Athem mit Voß zu nennen wagte, „um über beide den Stab zu brechen". O, ruft Herr Widmann, „da hört denn doch Verschiedenes auf!" Da hat er wahrlich recht: Ich rühme an Wildenbruch's Novellen „eine Darstellungsgabe ersten Ranges"; zähle „Franzesca von Rimini" zu den vorzüglichsten Leistungen der Seelenmalerei; betone mit Wärme, daß eine ähnlich dramatische Lebendigkeit seit Schiller nicht der Bühne beschieden gewesen sei; preise die Technik der „Karolinger", im „Marlow" den „genial erfaßten Konflikt", ja weise bei meiner Beleuchtung Hans Herrigs noch einmal auf Wildenbruchs „Kraft und Leidenschaft" hin — und dies Lob genügt Herrn Widmann noch nicht?

Allerdings stehn die litterarischen Ansichten Herrn Widmanns den meinen diametral entgegen. In dem „Anknüpfen an die große Tradition, an unsre Klassiker" sehe ich und mit mir das ganze „Jüngere Deutschland", einen Heiberg und Kretzer mitgerechnet, das Verderben der Litteratur und nicht das Heil! Daher muß mir ein genialer Realist wie Kretzer über Leuten stehn, die in veralteten Formen weiterweben.

Karl Bleibtreu.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Dr. Georg Conrad in München. — Druck von H. Kutzner in München.